

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

AUGUST / SEPTEMBER · NR. 88 · 3.8.2019 – 4.10.2019 · www.muenchner-feuilleton.de



Grafik: Uta Pihan

Statt kritischer
Auseinandersetzung wünscht
sich der Kulturbetrieb
Hype und Überschwang.
Am Ende schadet das der Kunst.

Kritiker, Influencer, Meinungsmacher: Christiane Wechselberger, Ralf Dombrowski und Max Sippenauer nehmen die Branche unter die Lupe (S. 2) || **Wer ist Anton Biebl?** Christiane Pfau traf den neuen Münchner Kulturreferenten (S. 4) || Dirk Wagner hört **Musik an ungewohnten Orten** (S. 7) || Klaus Kalchschmid betrachtet **Licht und Schatten des ARD-Musikwettbewerbs** (S. 9) || **München ist kein Paradies**, stellt Benedikt Frank beim Blättern in Frank Schmolkes neuer Graphic Novel fest (S. 11) || Petra Hallmayer porträtiert den **Günter-Eich-Preisträger und Hörspieltüftler Andreas Ammer** (S. 13) || **Die Route wird neu berechnet:** Horst Konietzny war auf Orientierungssuche in Weimar (S. 16) || **Sehr schöne Bilder mit grausamen Hintergründen** hat Heidi Fenzl-Schwab bei **Miriam Cahn** im Haus der Kunst entdeckt (S. 17) || Joachim Goetz widmet sich **São Paulos sozialen Infrastrukturen** (S. 21) || **Sein oder nicht sein:** Simon Hauck sprach mit **Thomas Kuchenreuther über Kinos** in München (S. 24) || **Fern von Floskeln:** Gabriella Lorenz befragte den neuen **Residenztheater-Intendanten Andreas Beck** zu seinen Plänen (S. 29) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne. ||



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Die Freiheit, Kunst kritisch zu bewerten, ist Zeichen eines demokratischen Systems und sollte bewahrt werden.

Kritik, nicht Kunstbetrachtung

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Heute scheint es die Tendenz zu geben, lieber auf andere journalistische Formen als die Kritik auszuweichen, damit man keine Meinung äußern muss. Und selbst in ausgewiesenen Kritiken drücken die Autoren sich öfter darum, eine Bewertung abzugeben. Wir geben da freiwillig und ohne Not ein Stück kostbarer Freiheit preis. Die Kritik als Beurteilung einer künstlerischen Handlung, die sich mit der Entstehung einer halbwegs kritischen Presse im 18. Jahrhundert etabliert hatte, wurde während der Nazidiktatur von Goebbels verboten und durch die sogenannte Kunstbetrachtung ersetzt. Kritik war für ihn »Kunstrichtertum« aus »der Zeit jüdischer Kunst-überfremdung«. Antisemitischer Blödsinn. Es sollte ausgeschlossen werden, dass ein Künstler überhaupt bewertet wurde. Denn eine negative Bewertung eines natürlich nationalsozialistischen Künstlers hätte ja Kritik am Nationalsozialismus bedeuten können. Außerdem durften nur noch extra dazu ernannte »Kunstschriftleiter« die sogenannte Kunstbetrachtung ausführen.

Das Kritikverbot führt bis heute dazu, dass Quellen aus den Jahren 1933 bis 1945 als Recherchematerial nur begrenzt geeignet sind. Weil eben niemand z.B. Theateraufführungen klar bewertet hat. »Kunstbetrachtungen« aus dieser Zeit ähneln sich in ermüdender Gleichförmigkeit. Beim Studium hunderter solcher Artikel lernt man mit der Zeit, zwischen den Zeilen zu lesen. Doch erst im Vergleich mit anderen Quellen wie Biografien und Tagebüchern kann man sich ein halbwegs realistisches Bild machen.

Was aber macht eine Kritik aus? Sie ist die Beschreibung, Einordnung und Beurteilung einer künstlerischen Handlung. Um diese beschreiben zu können, muss man sie in irgendeiner Form gesehen haben. Um sie einordnen zu können, muss man sie in einem Koordinatensystem künstlerischer Handlungen verorten können. Die Kenntnis dieses Koordinatensystems erwirbt man durch Ausbildung und Erfahrung. Die Beurteilung der künstlerischen Handlung erfolgt auf der Grundlage von Betrachtung, Fachkenntnissen und Erfahrungen und einem ungeschriebenen Gesetz der Fairness: Das Gesehene ist im Rahmen seiner Möglichkeiten zu beurteilen und an dem Anspruch zu messen, mit dem es antritt. Da Kritiker in der Regel Menschen sind, wird eine Kritik nie vollkommen objektiv sein können, sie sollte jedoch bestrebt sein, der künstlerischen Arbeit gerecht zu werden.

Wir leben in einem freien Land. Also lasst uns Kritiker sein, nicht Kunstbetrachter! ||



MF-Redakteurin
Christiane Wechselberger | © privat

Influencer setzen den Journalismus unter Handlungsdruck. Das nervt und kann helfen.

Ganz schön schnell

RALF DOMBROWSKI

Influencer irritieren. Denn sie machen vieles richtig. Sie nutzen schnelle Medien, die viele Menschen erreichen. Ihre Sprache ist in der Regel verständlich, die Inhalte sind es häufig auch, weil sie zwar an die Komplexität der Gegenwart andocken, sie aber nur selten ausführlich thematisieren. Ihre Arbeit erodiert bislang funktionierende Hierarchieformen. Influencer sprechen öffentlich im Internet in Form von Blogs, Podcasts oder Videokanälen, ohne sich über Institutionen wie politische Parteien, Zeitungen, Unternehmen legitimieren zu müssen. Sie höhnen Wertschöpfungsketten und Geschäftsmodelle aus, weil sie durch authentisch wirkende, direkte Kundenansprache ihrer Follower und Fans bestehende Organe der Vermittlung wie TV-Sender, Magazine, Plakate nicht mehr brauchen. Und sie sind dabei längst Teil eines international orientierten Onlinemarketings, das nach dem Motto »Zugang gegen Daten« Machtverhältnisse verändert.

Bislang als Werbe- und Selbstdarstellungsphänomen mal belächelt, mal bewundert, zeigte der Erfolg des Youtubers Rezo, dass das Prinzip des Influencers inzwischen auch den Journalismus erreicht hat. Das ist die konsequente Fortsetzung eines Strukturwandels, den ein aufmerksamer Zeitgenosse wie der Philosoph und Kulturarchäologe Michel Foucault schon 1972 in »Die Ordnung des Diskurses« skizzierte. Dort heißt es: »Der Autor ist dasjenige, was der beunruhigenden Sprache der Fiktion ihre Einheiten, ihren Zusammenhang, ihre Einfügung in das Wirkliche gibt«. Der Autor ist damit nur Schnittpunkt des literarischen, der Journalist, nach dem gleichen Prinzip gedacht, des gesellschaftlichen Diskurses. Das ist eine postmoderne Breitseite gegen das Spezialistentum, die damals nur deshalb auf eine kleine Erkenntnisgruppe beschränkt blieb, weil die massenmedial von der Hierarchie losgelöste Verbreitung technisch noch nicht möglich war.

Jetzt ist sie es und führt dazu, dass bisherige Meinungsführer je nach persönlicher Verständnislage mit Beißreflex, Ironie, vor allem aber in der Gewissheit eigener Autorität überrascht reagieren. »Bereits jetzt kann man sagen: 2019 ist das Jahr der großen argumentativen Überrumpelung«, räsniert Hilmar Klute in der »Süddeutschen Zeitung« (29./30. Juni) in seinem launigen Essay »Jetzt rede ich« über sich ändernde Diskursheiten und ist sich nicht ganz sicher, wie sehr er Influencer mit journalistischen Inhalten freudig begrüßen soll. Denn da geht es ans Eingemachte jahrzehntelang antrainierten – wie er ebenfalls konstatiert – Langsamdenkens, das wiederum die Chance zur sauberen, faktenbasierten, analytischen Recherche in sich birgt. Ganze journalistische Gattungen wie die sorgsam aus der Erfahrung und profunden Sachkenntnis argumentierende Kritik geraten unter Druck. Im Unterschied zum fix formulierten Tweet oder Instagram-Post erscheint sie behäbig wie ein Eliteninstrument altbackener Experten herrschaft. Vereinzelt kündigen Musikveranstalter bereits erprobte Modelle wie »Pressekarten ermöglichen Besprechung« auf, mit der Begründung, Berichterstattung sei nicht erwünscht, und in der Hoffnung, der Influencer des Fanblogs würde es schon richten.

Das mag eine Zeit lang genügen, bis zu dem Moment, wo die Pluralität der Meinungen als eigentliche Qualität des Diskurses erkannt wird. Das allerdings ist Arbeit und ein Prozess, der die alten und neuen Stimmen gleichermaßen herausfordert. Der Journalist, der sich neben menschlichen Konkurrenten zunehmend auch noch gegen fabulierende Bots und schwadronierende Algorithmen durchsetzen müssen, wird beschleunigtes Differenzieren in schnelle, punktuelle und langsamere, analytische Inhalte lernen. Der journalistische Influencer wird mehr noch auf die Verantwortlichkeit und Präzision seines öffentlichen Handelns Wert legen, schon wegen der eigenen Glaubwürdigkeit. In der Mitte können sie sich treffen, im Angesicht einer medialen Zukunft, vor der keiner wissen kann, wie sich schon in fünf Jahren beschaffen sein wird. ||



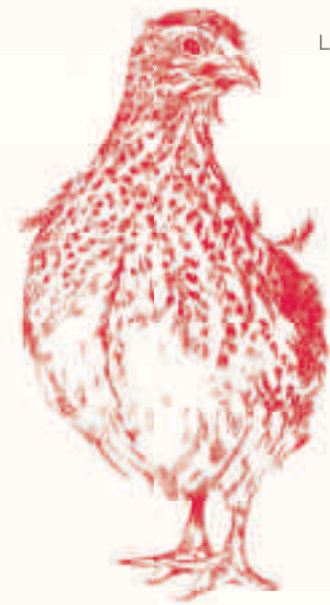
MF-Redakteur
Ralf Dombrowski
© Jan Scheffner

LÄSTIGE

Eingekeilt zwischen Influencertum und Algorithmen-Empfehlung scheint die Zukunft der Kunst- und Kulturkritik ungewiss. Anstatt aber selbst Likes und Herzchen zu verteilen, sollte sich die Kritik auf ihre eigentlichen Stärken besinnen. Ansonsten macht sie sich überflüssig.

Anzeige

Silberner Bär
69th Internationale
Filmfestspiele
Berlin
Beste Regie



MAREN EGGERT
JAKOB LASSALLE
CLARA MOELLER
FRANZ ROGOWSKI
LILITH STANGENBERG
ALAN WILLIAMS
JIRKA ZETT
DANE KOMLJEN

ich war zuhause, aber...

ein Film von ANGELA SCHANELEC

AB 15. AUGUST: WERKSTATTKINO,
KINOS MÜNCHNER FREIHEIT

KRITIK

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Lange Zeit gab es auf abgelegenen Dörfern eine unorthodoxe Fusion zweier Berufsstände. Da brachte der Leichenbestatter nämlich Leute nicht nur unter die Erde, sondern die Hinterbliebenen auch gleich wieder vor den Traualtar – als Heiratsvermittler. Makaber, aber zweckmäßig. Als so einen Leichenbestatter mit Kupplersyndrom sollte man sich Kritiker heute vorstellen; und auf gar keinen Fall als Richter über oder Henker der Kunst. Denn Kritiker töten nicht, sondern verscharren, was schon eh abgelebt ist, um dann den neuesten Shit als Ersatz feilzubieten. Nur, gerade in dieser Vermittlerfunktion hat der Kritiker mächtig Konkurrenz, auch weil Kulturgüter heute ähnlich wie Partner ausgewählt werden: Die Wischbewegung über eine algorithmisch empfehlende Benutzeroberfläche hat das süßliche Zureden des alten Herren mit der Nickelbrille abgelöst; natürlich ohne ein kritiker großes Loch im Herzen der Kulturkonsumierenden zu hinterlassen. Braucht es sie dann eigentlich noch, die klassische Kritik?

Die Antwort des journalistischen Marktes: Nein. Gleich mehrere Popmagazine warfen letztes Jahr das Handtuch. Bei den meisten Online-Alternativen volontieren heillose Idealisten mit Leuchtkuli im Kino. Und seit sich in die digitalen Ausgaben renommierter Feuilletons kein Fisch mehr einwickeln lässt, werden auch diese immer dünner. Und das, wo es in der Welt der Kulturprodukte immer unübersichtlicher wuchert, der Wunsch nach Orientierung entsprechend wächst. Die Kritik reagierte darauf so, dass sie versuchte, ihr Kuratierstempo dem Konsumtempo der User anzupassen. Statt schwulstiger Elogen vergibt der Kritiker dann eben 3,5 von 5 Nickelbrillen für diesen oder jenen Film, zerreißt in zwei knackigen Aphorismen ein Stück oder eine Ausstellung durch die Kombination von Kackhaufen- und Feuerwerksmiley. Der Kritiker reduzierte sich so zum Bewertungsclown, der möglichst unterhaltend seine distributiv-vermittelnde Marktfunktion innerhalb der Kulturökonomie erfüllt.

Diese Selbstbeschneidung zum kuratierenden Dienstleister funktioniert aber nur so mittelgut. Das liegt daran, dass zwei neue Arten der Kuratierung der klassischen Kulturkritik mittlerweile den Rang ablaufen. Zum einen gibt es da die livrierten Algorithmen, die auf den Plattformen, über die wir uns vermehrt Film und Musik reinziehen, den Kunden äußerst kratzfüßig hofieren, ihm sich komplett anpassen. Sie konstruieren aus Cookies oder Social-Media-Verhalten Interessenprofile und bespielen diese dann den Vorlieben der Verbraucher gemäß. Man fühlt sich wie ein Kind, das immer kriegt, was es will. Da diese Ergebnisse aber tendenziell das zeigen, was man eh schon kennt, suchen User dann doch bald wieder das Neue und Andere außerhalb ihrer Blase. Früher schlug da die Stunde der Nerds und Connaisseure, heute sind die kulturellen Peerleader die, die auf YouTube oder Instagram influenzen. Die Identifikation mit deren Geschmack ist intensiver, intimer, weil sie nicht oberlehrhaft über gut und schlecht dozieren, sondern eher virtueller Buddy sind, mit klarer Haltung, geilem Lifestyle und einer sehr unigen Perspektive auf die Kulturwelt.

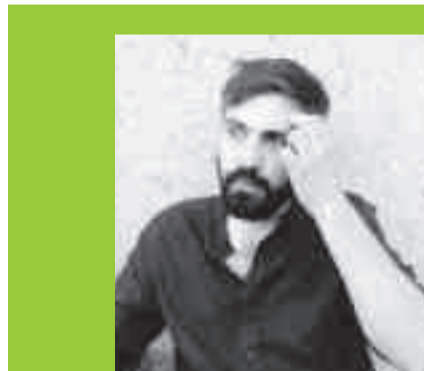
Kuratierung verläuft heute also in einem Spannungsfeld zwischen totaler Entpersonalisierung auf der einen und Hyperpersonalisierung auf der anderen Seite. Zwischen einer vollständigen algorithmischen Katalogisierung von Produkt und Kunde

mittels wertfreier, rein deskriptiver Prädikate und einer extrem subjektiven, oft nur den Launen eines aufgeblasenen Egos folgenden Wertung. Und zwischen diesen beiden Polen versucht die »traditionelle« Kritik seit Jahren einen recht unentschlossenen Spagat. Kritiker sollen eigenwillige Marken sein, mit dezidiertem Geschmack und Haltung, die sie zusammen mit ein bisschen Personality auf Instagram und Twitter präsentieren. Sie sollen aber auch die uneitlen Alleskenner sein, die knapp und objektiv besprechen. Auf beiden Polen aber wird das Anforderungsprofil der Kritik nur vom Servicecharakter her bestimmt und damit das eigentliche Wesen der Kritik übersehen.

Denn natürlich hat Kritik sowohl dem Algorithmus als auch dem Geschmacks-Egozentriker vor allem das diskursive Potential voraus. Gute Kritik resultierte noch nie aus exklusivem Nerdwissen oder beflissener Kanonkenntnis, sondern aus dem Talent, Zusammenhänge herauszustellen, zu analysieren und weiterzuspinnen. Klar, als Verbraucher erwartet man von einer Kritik auch, ob sich der Film lohnt oder nicht. Aber das ist eigentlich nur Begleiterscheinung der Kritik, der Köder. Denn Kritik ist primär nicht Auslegung und Bewertung eines Kunstwerks, sondern seine Fortschreibung. Kritik erzählt nicht nur, wie es war, diese Platte zu hören oder jenes Stück zu

sehen, sondern stößt die Tür auf zu einem Assoziationsraum, in dem ein Kulturprodukt erst seine Wirkung als Kunstwerk entfalten kann. Das ist der Ort, wo das Werk das Stück Wahrheit über die Gegenwart, das es vielleicht transportiert, preisgibt. Gute Kritik verschraubt und verdrahtet diese kleinen Irritationen, die sich in der Kunst ereignen, zu kleinen Sprengsätzen und schiebt sie, als subversive Zerdenkansätze, dem Zahnradwerk der je hegemonialen Ordnung und Ästhetik unter. Kritik ist der exekutive Arm der Kunst und nicht Subunternehmer des Kulturbetriebs. Wo die Kritik endet, endet die Kunst. Oder auch nicht. Who knows? Da fängt der Spaß ja an. ||

Kulturjournalist
Maximilian Sippenaue
© privat



Ist Kritik als journalistische Form noch zu retten oder kann die wachsende Irrelevanz des Feuilletons der längst überfällige Moment zur Neuorientierung sein? Eine Polemik für und gegen die Kritik.

Ach, leck mich doch am Algorithmus

Anzeigen

SPIELZEITERÖFFNUNG

PATHOS

Fr 6., Sa 7., So 8. September, 20 Uhr / schwere reiter

ANTIGONE

Archivoper von rendezvous3000

Do 12., Sa 14. September, 21 Uhr / schwere reiter

BOMBE SPRICHT

Tanztheater von bodytalk (D) und Kaet (Israel)

www.pathosmuenchen.de

PATHOS
münchen

schwere reiter
tanz | theater | musik

Die Stadt ohne.

Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge

Ausstellung

2019-10-10-11

Di-So 10-18 Uhr
Max-Mascher-Platz 1
80333 MünchenNS-Dokumentationszentrum
München

Handlungsziele statt Visionen

Anton Biebl nimmt die Kulturpolitik mit freundlichem Pragmatismus unter seine Fittiche. Christiane Pfau hat nachgefragt, was er vorhat.

Anton Biebl ist seit ein paar Wochen pausenlos unterwegs. Spricht mit Leuten, die alle irgendwelche Anliegen haben, schüttelt Hände – und lacht. Herr Biebl ist ein heiterer Mensch, das bestätigt jeder, der ihm begegnet. Er nimmt sein Gegenüber mit jungem Charme und entwaffnender Offenheit ein. Man sollte ihn jedoch nicht unterschätzen. Er kennt die Winkelzüge in der Verwaltung wie kaum ein anderer. Davon könnte die Kultur profitieren.

Fangen wir mit der Kunst an. Das letzte Buch, das Ihnen gefallen hat, ein Highlight?

Ein Buch, das ich immer wieder lese, ist von Hermann Hesse, »Das Glasperlenspiel«. Und was ich aktuell lese, ist »Achterbahn« von Ian Kershaw.

Ihr letztes Musikerlebnis?

Ein Konzert von Marco Mengoni.

Den kenn' ich nicht. Wer ist das?

(Lacht.) Ja ... der war im Werksviertel. Ist ein italienischer Sänger. Hat X Factor in Italien gewonnen und räumt in den italienischen Charts einen ersten Platz nach dem anderen ab.

Ihre letzte Ausstellung?

Eine Ausstellung, die mich wirklich beeindruckt hat, war »Never Give Up The Spot« von Thomas Hirschhorn in der Villa Stuck. Da war ich, glaub' ich, sieben Mal.

Tanz?

(Lacht.) Ja, der Tanz! Der ist bei mir noch ausbaufähig. Ich war bei der Preisverleihung bei Iwanson. Und natürlich bei Dance, das ganze Festival über. Ich bin Fan vom Minutemadede-Format. Das hat mir sehr gefallen.

Das letzte begeisternde Theatererlebnis?

Das waren die Griechen in den Kammerspielen: »Dionysos Stadt«.

Welche Kompetenzen braucht ein Kulturreferent?

Super Frage. (Lacht. Überlegt.) Nach innen: klassische Führungs- und Managementqualitäten. Aber das klingt jetzt wahrscheinlich langweilig. Das für mich Wichtige ist: Offenheit, Kommunikationsfähigkeit, Neugier, Überzeugungskraft und Ausdauer.

Was ist an dieser Aufzählung anders als bei einer anderen leitenden Position?

Es gibt natürlich einen Grundkanon von Fertigkeiten, die bei solchen Tätigkeiten hilfreich sind. Ich verstehe mich als Kulturmanager. Insofern liegt das inhaltliche Gewicht bei Kunst und Kultur.

Wie unterscheidet sich Ihr neuer Job davon, was Sie vorher gemacht haben?

Als Stadtdirektor habe ich an Entscheidungen mitgewirkt, aber die Letztverantwortung lag beim Kulturreferenten. Und jetzt liegt sie bei mir. Das ist ein entscheidender Unterschied. Und dass der Kulturreferent interessanter ist für die Öffentlichkeit als ein Stadtdirektor (schmunzelt). Für mich ist das eine neue Situation.

Sie haben vor einiger Zeit gesagt: Ich finde Verwaltung toll.

Echt? (Lacht.) Kann sein, dass ich eher gesagt habe: Ich finde Bürokratie toll. Das ist für Sie wahrscheinlich noch schlimmer, oder? Bürokratie ... Was für mich dahintersteckt, ist, dass Vorgänge geordnet ablaufen und dass man sich auf gewisse Abläufe verlassen kann, dass Vereinbarungen, die man getroffen hat, auch umgesetzt werden. Für mich ist Bürokratie daher etwas, das mit Transparenz und Gerechtigkeit einhergeht und auch mit Gleichbehandlung.

Was finden Sie an der Kultur toll?

Ganz gleich, welche Veranstaltung, welches Konzert, welche Aktion, Tanz oder Performance – die Vielfalt der Ausdrucksformen begeistert mich immer wieder aufs Neue. Ich bin fast jeden Abend unterwegs, und jede Veranstaltung hat ihren Reiz. Kultur trägt für

mich ganz wesentlich bei zum sozialen Frieden in der Stadt. Es gibt diesen hochtrabenden Satz: Kultur ist das, was von einer Gesellschaft übrig bleibt. Kultur ist etwas sehr Prägendes.

Wer dient wem: die Verwaltung der Kunst? Oder ist die Kunst eher dazu da, dass die Verwaltung eine Legitimation für ihre Existenz hat?

Ganz eindeutig ist die Verwaltung für die Kunst- und Kulturförderung da. Die Verwaltung ist für die Bürgerinnen und Bürger da und in dem Sinne auch für Kunst- und Kulturschaffende.

»Meine gute Laune verliere ich, wenn Dinge zu lange dauern«, haben Sie vor Kurzem gesagt. Am 4. Juli wurde in der Burgstraße gejubelt, weil die Vorplanung für die Baumaßnahmen an der Jutier- und Tonnenhalle beschlossen wurden. Das Betreiberkonzept samt Personalschlüssel und Finanzierungsbeihilfung durch den Stadtrat liegt seit drei Jahren in der Schublade. Die Laune der Künstler leidet deshalb schon lange.



Anton Biebl | © Ralf Dombrowski

Ich würde den Schwerpunkt nicht nur auf die Jutier- und Tonnenhalle legen, sondern ich würde schauen, was ist auf dem Kreativfeld, im Kreativlabor, auf der Kreativplattform in den letzten 12 Jahren, unter Kulturreferent Hans-Georg Küppers, alles entstanden? Auf dieses Prozesshafte würde ich mich schon weiterhin gerne einlassen. Es stimmt, das Betriebskonzept ist seit drei Jahren in der Schublade. Es ist aber auch so, dass wir vom Stadtrat eine Zielvorgabe bekommen haben, was Jutier- und Tonnenhalle kosten dürfen. Weil die Planungen über diesem Budget lagen, mussten wir Ansätze zur Kostensenkung entwickeln, um damit das Budget einzuhalten, ohne den Projekterfolg zu gefährden. Ich wäre ungeduldig geworden, wenn während dieser Zeit nichts passiert wäre. Aber für die Transformation des Kreativlabors ist es wichtig, dass wir dem Prozess Zeit geben.

Es ist also schön, dass es so langsam geht, weil dadurch die Künstler noch länger dort bleiben konnten, wo sie zum Teil heute noch sind?

Ja, genau. Wo ich eher eine Verunsicherung sehe, ist die Übernahme der Geländeverwaltung durch die städtische MGH, die Münchner Gewerbehof- und Technologiezentrumsgesellschaft.

Das Problem ist wohl weniger die Miete als die Angst, bald gar kein Dach mehr über dem

Kopf oder der Arbeitsstätte zu haben. Wenn man sich ständig Gedanken über seine Infrastruktur machen muss, bleibt keine Energie mehr für Projekte. Zwischennutzungen sorgen dabei auch nicht für Stabilität.

Auf dem Kreativquartier ist uns ja deshalb auch die Planungssicherheit so wichtig.

Hat das Kulturreferat über die Verteilung von Fördergeldern hinaus denn überhaupt eine Größe, die in der städtischen Verwaltung wahr- und ernst genommen wird?

Wir haben über 2000 Beschäftigte, die Budgetsumme ohne die Bauvorhaben liegt bei 220 Millionen Euro. Das Kulturreferat ist ein bedeutendes und wirksames Referat für die Entwicklung der Stadt, ihrer Infrastruktur, ihrer Aufenthaltsqualität und der Chancengerechtigkeit. Wir hatten letztes Jahr allein in den Bibliotheken über fünf Millionen Nutzungen. Und das Kulturreferat ist auch eine Visitenkarte der Stadt nach außen. Zum Beispiel »Klassik am Odeonsplatz«: das erleben an zwei Abenden 16 000 Menschen. Dahinter stehen die Philharmoniker und das Kulturreferat. Wir sind ständig sichtbar, und das wird auch so wahrgenommen.

Die Kunst lebt von der Vision, die Verwaltung von der Machbarkeit. Braucht ein Kulturreferat Visionen?

Ich werde aus meinen Handlungsfeldern Ziele ableiten. Keine Visionen.

Sie würden also nicht sagen: Ich möchte gern, dass im Lauf der nächsten zehn Jahre 250 bildende Künstler ein Atelier haben, das sie auf zehn Jahre bespielen können?

Das ist keine Vision, sondern ein Handlungsziel!

Das klingt ja toll! Die Künstler sind inzwischen großflächig so dehydriert, dass sie so

Kommunikation sind Themen, die die Bibliotheken und Museen angehen. Die Frage, die uns antreibt, ist: Erreichen wir alle Menschen? Der Schwerpunkt Diversität, Integration und Inklusion wird im selben Maß wichtiger, wie sich die Gesellschaft verändert. Das Thema »Demokratie stärken« steht ebenfalls ganz oben auf der Agenda.

Richtig neu klingt das nicht. Das alles gab es doch auch schon unter Küppers.

Es ist aber ein Unterschied, ob ich sage: Ich mach einfach weiter, weil alles eh gut war, oder: Ich schau, ob wir das, was wir bisher machen, auch richtig machen.

»An der Kultur finde ich alles toll«

Gibt es etwas, woran man sofort eine Biebl'sche Handschrift erkennen könnte?

Ich glaube, das ist schwierig. Ich habe viele Projekte wie den Neubau des Volkstheaters oder die Gasteig-Sanierung oder die Ideen für die Jutier- und Tonnenhalle von Anfang an begleitet und zum Teil auch geleitet. Was soll ich da jetzt groß anders machen?

Ihre Handschrift steckt in vielen Prozessen und Projekten sowieso schon seit Jahren drin?

Ja. Vielleicht ist es einfacher, wenn man von außen ganz neu kommt und sich hinstellt und sagt: Was ist denn hier los? Aber wenn Sie neun Jahre verantwortlich beteiligt sind, dann wäre es ja widersprüchlich, wenn ich jetzt alles neu und anders machen wollte. Dann hätte ich in den letzten Jahren irgendwas falsch gemacht oder ich hätte Herrn Küppers nicht richtig beraten, wenn ich jetzt alles umstülpen würde.

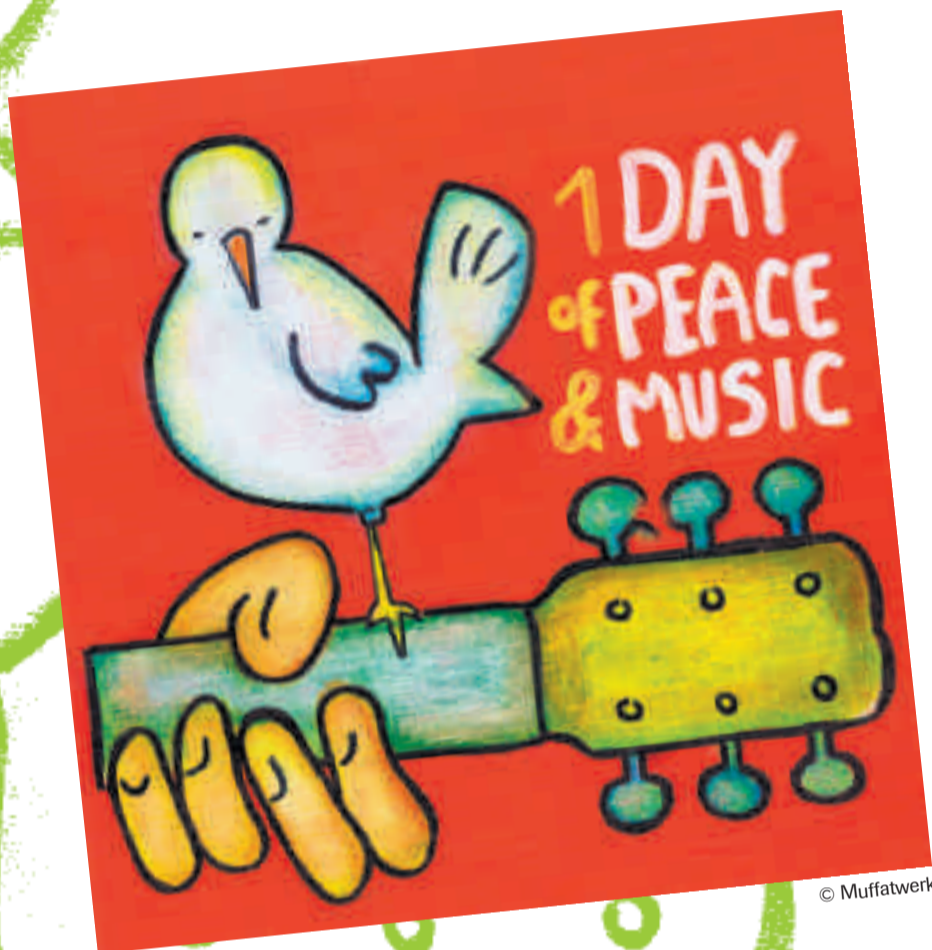
Wie stehen Sie zur Frage, was mit dem Haus von Hans Werner Henze in Marino passieren soll? (Anm. d. Red.: Henze gründete 1988 die Münchener Biennale, das wichtigste Festival für neues Musiktheater. Seit 2012 steht seine Villa bei Rom zum Verkauf. Denkbar ist u. a. eine Nutzung als Künstlerhaus.)

Ich muss mir den Sachverhalt anschauen. Das Thema wurde erst vor Kurzem an mich herangetragen. Aber natürlich ist es nicht uninteressant. Das nähert sich dann aber tatsächlich eher der Abteilung »Vision«.

Wenn Sie fünf Jahre in die Zukunft schauen: Was ist bis dahin passiert?

Die Förderinstrumente haben wir nach Gesichtspunkten wie Bevölkerungswachstum und -zusammensetzung überprüft und weiterentwickelt. Wir werden unsere Förder-summe stetig erhöht haben und noch genauer an die Bedürfnisse von Künstlern und Künstlerinnen angepasst haben. Wir haben mehr Ateliers und Übungsräume und den allgemeinen Austausch mit privaten Akteuren intensiviert. Wir haben weitere Stadtteilkulturzentren eröffnet. Kulturelle Bildung ist ein Schwerpunkt, die Inklusion ebenfalls, von der Information bis zur Vermittlung. Kultur ist für jeden auch aktiv erlebbar, unabhängig vom sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund. Wir kennen unser Publikum besser als heute, und unsere Entscheidungen und Projekte sind nachhaltiger geworden und werden als solche auch wahrgenommen. Das neue Volkstheater schaut schon auf zwei erfolgreiche Spielzeiten zurück, seit drei Jahren bespielt der Gasteig das Interimsquartier, und der Gasteig-Umbau ist nicht aus dem Ruder gelaufen (lacht). Ich versuche einfach, für die Kunst und für die Kultur zu arbeiten. ||

Anton Biebl ist seit 1991 bei der Stadt München tätig. Im Personal- und Organisationsreferat leitete er die Rechtsabteilung und die Abteilung Personalentwicklung. Als Stadtdirektor vertrat er seit 2010 den Kulturreferenten. Am 1. Juli folgte er Hans-Georg Küppers nach, der das Amt 12 Jahre lang innehatte. Der 1962 geborene Jurist ist verheiratet und hat drei Kinder.



Vor 50 Jahren feierte sich die Hippie-Kultur in Woodstock. Darauf wird auch in München angestoßen.

Ein Hoch auf den Mythos

JÜRGEN MOISES

Ob »Woodstock« doch noch stattfindet, nachdem zuerst ein Finanzgeber abspringen wollte und dann die Autorennbahn »Watkins Glen International« als Veranstaltungsort gecancelt worden ist? Um keine Verwirrung zu stiften: Die Rede ist vom Jubiläumsfestival »Woodstock 50«, das für die Zeit vom 16. bis 18. August angesetzt ist und das wie auch schon das Original der Musikproduzent und Manager Michael Lang mit organisiert. Der hatte zusammen mit seinem Kollegen Artie Kornfeld 1969 die Idee, mit einem Konzert das eigene, im Städtchen Woodstock ansässige Tonstudio zu bewerben. In Joel Rosenman und John P. Roberts fanden sie dafür per Anzeige zwei junge, aus der New Yorker Oberschicht stammende Investoren. Diese beiden sollen es auch gewesen sein, die vorschlugen, aus einem bloßen Konzert ein Musik- und Kunstfestival zu machen. Der Rest ist Popmusikgeschichte.

Dass es jedenfalls Probleme gibt, für »Woodstock 50« einen Veranstaltungsort zu finden, das klingt seltsam vertraut. Denn auch die Mutter aller Open-Air-Festivals, als wel-

che die »Woodstock Music & Art Fair« mit ihren Auftritten von Santana, Janis Joplin, Joe Cocker und Jimi Hendrix, heute gilt, wollte zunächst keiner haben. Nicht auf der Winston Farm in der Kleinstadt Saugerties, etwa 15 Kilometer östlich von Woodstock, wo das Festival angedacht war. Und auch nicht im Städtchen Wallkill, wo eine Bürgerinitiative opponierte. Mit Hilfe des Malers Elliot Tiber fanden die Veranstalter schließlich mit einer Weide in der Nähe von Bethel den passenden Ort. Auf dem »heiligen Gelände« (2017 wurde es zum Kulturdenkmal erklärt) befindet sich heute das Bethel Center for the Arts. Auch dort ist ein Jubiläumsfestival geplant, mit Ringo Starr, Edgar Winter, Santana und den Doobie Brothers. Was im Vergleich zu »Woodstock 50« mit 75 angesetzten Konzerten und Stars wie Miley Cyrus, Robert Plant oder Jay-Z fast bescheiden klingt.

Ähnliches gilt für »50 Jahre Woodstock – 1 Day of Peace & Music« am 16. August in der Muffathalle, wo Münchner Musiker wie Dr. Will, Claudia Cane, San2, Marc Dorendorf, Schorsch Hampel oder Olaf Giebe als Woodstock-Tribute-Band bei freiem Eintritt »den Geist Woodstocks« zelebrieren. Wenn sie dort

die alten Lieder spielen, sind sie damit womöglich tatsächlich näher an diesem dran als Lang mit seinem Megaevent. Dass das ursprüngliche Festival weitgehend ein finanzielles und organisatorisches Desaster war, wird übrigens gerne vergessen. Erst Michael Wadleighs oscargekrönter Dokumentarfilm »Woodstock« von 1971 und der zugehörige Soundtrack brachten wirklich Geld ein. Und zwar vor allem Warner Bros., die als Produzenten eingesprungen waren. Auch der Mythos wurde im Grunde erst durch den Film geschaffen. Das Gleiche gilt für die weltweite Wahrnehmung der Peace-and-Love-Kultur, die sich 1971 eigentlich schon überlebt hatte. Jetzt wird sie überall gefeiert, wie aktuell auch im Rockmusical »Woodstock The Story«, das am 18. August in Nürnberg gastiert. Und wer schon mal dort ist: In der Nürnberger Egidienkirche sind vom 16. August an Bilder des Woodstock-Fotografen Elliott Landy zu sehen. ||

**50 JAHRE WOODSTOCK –
1 DAY OF PEACE & MUSIC**

Muffathalle | Zellstr. 4 | 16. Aug. | 19 Uhr
Eintritt frei | www.muffatwerk.de

Not amused!

Die Sleaford Mods sind wütend. Und sie machen Musik mit Haltung daraus.



Sleaford Mods, die zornigen Rapper aus Nottingham | © Roger Sargent

MATTHIAS PFEIFFER

Derzeit gibt es wohl keine Musik, die so viel Arbeiterklassensmog verbreitet, wie die der Sleaford Mods. Scherben in der Gosse, versifft Pubs, ausgeschlagene Zähne – so schmeckt die Welt des Duos aus Nottingham. Natürlich sind das alles billige Klischees, aber bei den stampfenden Tiraden der Band wirkt das wunderbar authentisch. Edle Working Class Heroes? Forget it! Allerdings sind die Sleaford Mods nichts, was sich der normale Arbeiter nach Feierabend um die Ohren haut. Eher schon der verhipsteste Kunststudent. Andrew Robert Lindsay Fearn Musik ist eine pulsierende Melange aus Punk und Hip-Hop. Darüber rumpeln die wütenden Gedankenströme von Jason Williamson, vortragen im schönsten East-Midlands-Dialekt. Gesang ist das nicht mehr, Rap eigentlich auch nicht. Eher das versoffene Berserkern eines Freaks in der Speaker's Corner im Hyde Park. The Fall für das neue Jahrtausend.

Der ganze Wahnsinn begann 2007, als Williamson und sein ehemaliger Mitstreiter Simon Parfremont die Band ins Leben riefen. Sechs Jahre später wurde durch das Album »Austerity Dogs« auch eine breitere Masse auf die Sleaford Mods aufmerksam. Zu der

gehören auch heute noch die angesprochenen Jutebeutelträger und -trägerinnen. Williamson sieht das entspannt: »Ich mag Hipster auch nicht, aber sie gehören zum modernen Leben.« Weniger gnädig geht er mit den Politikern seines Landes ins Gericht. Auch wenn es um das Thema Brexit geht: »Ich würde gern bleiben, also in der Europäischen Union, ich mag Europa. Ob ein zweites Referendum helfen würde, weiß ich nicht. Es bleibt verlogen, zynisch und irrational. Auch die Gesichter bleiben. Armleuchter, allesamt.« Die Sleaford Mods verkörpern jedenfalls eine wunderbar entwaffnende Wut, die man nur noch selten findet. Lagerdenken und tumber Szenestolz haben hier keinen Platz. Dafür grobe Straßenpoesie und eingängige Underdoghymnen. Zugunsten der Atmosphäre sollte das Backstage überlegen, die Bewirtung am 16. September auf Ale und Cider umzustellen. Cheers! ||

SLEAFORD MODS
Backstage Werk | Reitknechtstr. 6
16. Sept. | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.backstage.info

Alt-Metal

Metallica-Konzerte sind Bierkränzen in Lederoptik. Ein Stadionspaß für Fans, auch ohne neue Lieder.

DIRK WAGNER

Das bedrohte Großwild kann aufatmen. Der singende Bärenotter ist derzeit als Rockmusiker unterwegs. Zusammen mit seiner Band Metallica füllt James Hetfield wieder die großen Arenen der Nationen. In Finnland haben sie unlängst vor 55 000 Menschen gespielt, was immerhin ein Prozent der gesamten Bevölkerung ausmacht. Und das ohne neues Album im Gepäck. Wozu auch? Die Zeiten, in denen Konzerte aktuelle Alben bewarben, sind lange vorbei. Heutzutage finanzieren die Konzerte vielmehr die Studioproduktionen, für die ja kaum noch wer die 15 Euro zahlen mag. Hundert Euro und mehr für ein Konzert werden dagegen bereitwillig hingeblickert, sodass die überbelegten Metallica-Events auch noch ratzfatz ausverkauft sind. Sollte die Band dabei auch mal auf einem Festival landen, kann man beobachten, wie nahezu alle Festivalbesucher zu der Bühne drängen, auf der die Altmetaller ihre immer gleichen Hits spielen, traditionell eingeleitet von der auf Leinwand projizierten Friedhofsszene aus Sergio Leonos »Il buono, il brutto, il cattivo« samt dem vom Publikum mitgegröhlten Soundtrack von Ennio Morricone.

Parallel bespielte Bühnen auf solchen Festivals wirken dann sehr verwaist. Weil sich die Fans die guten Plätze sichern wollen, sind die Konzerte der Vorgruppen dagegen zwar sehr gut besucht, aber wenig beachtet. Metallica-Fans sind musikalische Monotheisten. Sie dulden keine Rockstars neben ihren Idolen. Oft erinnert das Geschehen unmittelbar vor der Bühne dann sogar an jene Trickfilmsequenz, in der Asterix als Gladiator und andere statt zu kämpfen in einer Arena zusammenhocken und würfeln. Die Vorgruppe bemüht Rockposen, und der Metallica-Fan hockt in geselligen Runden und tauscht Rockerfahrungen und Kaltgetränke aus. Trotzdem erkennt der Experte auch bandfremdes Liedgut, sobald Hetfield und Co dieses intonieren. Auf dem letzten Konzert in München boten sie sogar eine Version des Spider-Murphy-Gang-Hits »Skandal im Sperrbezirk«. Wobei einige Fans womöglich schon glauben, dass der oft gespielte irische Folksong »Whisky In The Jar« eine Hetfield-Komposition sei.

Zu seinen frühen und stark alkoholisierten Zeiten würde das schon passen, als der Sänger betrunken nach jedem Stück auf einem Festival fragte, ob Metallica noch einen Song spielen soll oder ob das Publikum lieber zu diesen unbekanntem Indiebands, die auch auf dem Programm stünden,

gehen wolle. Lärmbruder Hetfield schießt eben nicht nur gerne auf Bären in seiner Freizeit, sondern verbal auf Kollegen, zumindest im Rahmen des szenetüblichen Muskelspiels. Trotzdem wissen der Mann und seine Band die Konzertbesucher in den Bann zu ziehen. Und das gelang Metallica im Münchner Olympiastadion sogar schon einmal mit einer Setlist, die alle Hits aussparte. Stattdessen spielte man an diesem Abend nur Songs, die in den vorausgegangenen Tourneen unberücksichtigt geblieben, wie Hetfield nach dem dritten Song erklärte. Dass die Band sodann also nur mit Albumtracks und Single-B-Seiten das Stadion auf den Kopf stellte, zeugt von einer engen Fanbindung. Eine solche Beziehung braucht keine neuen Lieder. Hauptsache, die Band spielt live. Und das tut sie auch in diesem Sommer im Olympiastadion, allen Auflösungsgerüchten zum Trotz. Überlegungen in dieser Richtung hätte es zwar gegeben, bestätigte Hetfield einmal. Aber er selbst mag das Kasperltheater des immerwährenden Abschieds nicht, das einige Bands spielen. »Wenn wir uns auflösen, dann wirklich für immer. Also sollte der Schritt wohlüberlegt sein«, gibt er zu Protokoll, und bis dahin darf noch etwas gerockt werden. ||

METALLICA
Olympiastadion | **23. Aug.** | 18 Uhr | Tickets:
 089 54818181 | www.metallica.com

|| VORMERKEN! ||

1.–31. August

IMPORT EXPORT OPEN
Import Export | Schwere-Reiter-Straße 2 | 18 Uhr (Wochenende 13 Uhr) | Eintritt frei
www.import-export.cc

Man kann sich in den Stau stellen, über den Brenner kriechen, am Airport-Counter schwitzen. Oder sich in die Trambahn setzen, bis zum Leonrodplatz fahren und dann ein paar Meter zu Fuß bis zum Import Export laufen, um entspannt in Urlaubslaune zu kommen. Denn über den ganzen August hinweg gibt es dort Musik, Theater und verschiedenstes Bühnengeschehen, mit dem man die Gedanken schweifen lassen kann. Embryo beispielsweise feiern 50-Jähriges, DJs machen Party, es gibt Action Painting und Afro Beat, Techno Jazz und Reggae, Experimentelles und Heimeliges, in ebenso ungezwungener wie anregender Atmosphäre und vor allem bei freiem Eintritt. Warum also in die Ferne schweifen, wo der Spaß und Sound der weiten Welt in den Hinterhöfen des Kreativquartiers zu finden ist, beim alternativen Sommerfestival Import Export Open.

Anzeige

INTERNATIONALES JAZZFESTIVAL
EBE-JAZZ 19 12.-20. OKTOBER
 IN EBERSBERG & GRAFING
 Andrea Motis & Scott Hamilton • Pee Wee Ellis Funk Assembly • Joey DeFrancesco Trio feat. Billy Hart
 Liebman / Brecker / Copland Quintet feat. Joey Baron & Drew Gress
 & Swing & Dance-Brunch, Jazz-Kabarett mit Piet Kloocka, Jam Sessions, Jazz-Film,
 ECM-Cover/Foto-Ausstellung, Minimal Music, Jazz 4 Kids, Jazz in der Kirche u.w.m.
 WWW.EBE-JAZZ.DE
 KARTEN-VORBESTELLUNG: 08092-2559205
 EBE-JAZZ POWERED BY Kreissparkasse

Das Flair des Spontanen: Straßenmusiker am Marienplatz
© Ralf Dombrowski

Konzert to go

DIRK WAGNER

Konzerte jenseits der dafür vorgesehenen Spielstätten hat es schon immer gegeben. So hätte man vor Jahren sogar die US-amerikanische Band Violent Femmes in der Münchner Fußgängerzone beim damaligen Schallplattenladen WOM als Straßenmusiker erleben können, wenn man nur zu den glücklichen Passanten gehört hätte, die von dem unangekündigten Freikonzert in der Innenstadt überrascht wurden. Heutzutage wäre dergleichen nicht nur in Windeseile via Mobiltelefon verbreitet worden. Wahrscheinlich hätte die Band selbst schon im Vorfeld auf einer Internetseite auf ihren Auftritt hingewiesen. Vorausgesetzt natürlich, alle Beteiligten wären damit einverstanden gewesen. Als nämlich das österreichische Duo Attwenger im Auftrag einer Brauerei ein Geheimkonzert auf dem diesjährigen Tollwood spielte, schwiegen Band und Plattenfirma wie vereinbart. Weil es an dem Abend aber regnete und also wenig Laufpublikum über das Gelände flanierte, fiel das Konzert zum Ärger der Schweigenden besonders geheim aus.

Dergleichen versuchen andere öffentlich musizierende Menschen nicht selten damit zu vermeiden, dass sie ihre Auftritte auf entsprechenden Internetseiten kundtun. Dann können sich zumindest die Freunde der Bands schon einmal auf einen flauschigen Abend etwa an der Isar vorbereiten, wo diesen Sommer unter anderem das Loop-Orchester-Projekt Joasihno zwischen Wittelsbacher- und Fraunhoferbrücke spielte. »Ähem. Die Band verspätet sich etwas. Beginn ist wohl so um 18.30. Bis gleich«, informierte kurz vor Termin die Internetseite der Band. Die bereitete dann auch zufällig Vorbeispazierenden eine optimale Beschallung des Sonnenuntergangs. Dass solche Konzerte auch mal zu volksfestartiger Größe expandieren können, beweisen vor allem die häufiger im öffentlichen Raum gastierenden Landlerschwister, deren Mischung aus alpiner Volksmusik und Countrymusik à la Hank Williams auch unverstärkt eine einnehmende Mischung aus Party und Erholung sichert. Kurz nachdem es heuer regelrecht auf dem ehemaligen Klohäuschen am Nockherberg gespielt hatte, dem Crönlein,

lud das Ensemble wie jedes Jahr zum Freiluftkonzert an ihrem gewohnten Isaruferplatz nahe der Braunauer Eisenbahnbrücke. Viele ihrer Zuschauer, die wie Sommerfrischler am frühen Abend auf mitgebrachten Decken in der Wiese lagen, hatten eigene Getränke dabei, bisweilen sogar etwas zum Essen im Picknickkorb. Andere nutzten den nahe gelegenen Kiosk, der so auch vom Konzert der Landlerschwister an der Isar profitierte. Und natürlich gesellten sich zahlreiche Passanten hinzu, die zufällig an diesem Teil der Isar spazierten oder radelten. Weil die unterschiedlich große Formation, die auf dem Oktoberfest gelegentlich sogar die Krinoline beschallt, weitgehend akustisch spielt, zerfließt ihr Sound schon wenige Meter flussauf- und flussabwärts. Von Lärmbelästigung kann da keine Rede sein, auch nicht von Musikbelästigung, wie es zutreffender heißen müsste. Interessierte müssen sich der Musik nämlich erst nähern. Entsprechend funktioniert sie zugleich als konzertantes Erlebnis wie auch als angenehme Hintergrundbeschallung für ein frühabendliches Treffen mit Freunden am Fluss.

So also klingt der Sommer in der Stadt. Wenn die Express Brass Band schon mal an einem Sonntagnachmittag im Englischen Garten probt oder im Bauwagencafé am Mollsee im Westpark, der sogenannten Gans am Wasser, spielt. Immer wieder prüfen die Betreiber persönlich die Lautstärke in der Nachbarschaft. Dann spaziert der Chef zu den nahe gelegenen Häusern und lauscht aufmerksam, ob die Nachbarn sich gestört fühlen könnten. Doch die nutzen das Kulturangebot gerne selbst. Immerhin hatte dort sogar schon mit Unterstützung des Kulturreferats ein Klassikonzert stattgefunden. Womit Gans am Wasser eine Klientel bediente, die von derartigen Spontankonzerten meistens unberücksichtigt bleibt. Neben lauten Blaskapellen und Singer-Songwritern sind es zumeist nämlich kleintöne, will sagen nicht gar so laute Rock- und Bluesformationen, die wie die Moonband auch mal an öffentlichen Orten wie dem Königsplatz die Frage stellen: Wem gehört der öffentliche Raum eigentlich? Und ist er wirklich nur zum Durchqueren gedacht oder darf

München gibt sich gerne geregelt. Wer sich auskennt, kann Musik aber auch spontan an ungewohnten Orten hören. Ein Streifzug.

man in ihm auch mal verweilen? Womöglich tanzenderweise oder zumindest doch musizierend?

Das müssen übrigens nicht auf herkömmlichen Instrumenten spielende Menschen sein, wie etwa jene Künstler, denen der Wirt des Biergartens am Olchinger Badensee, dem sogenannten Haus am See, kleinere Gigs einräumt. Vor dem wunderbaren Seepanorama spielt dort dann zum Beispiel die französische One-Man-Band Fred Raspail, die am frühen Abend gleichzeitig in die Saiten der elektrisch verstärkten Gitarre und in die Kick-Drum drischt. Im Nussbaumpark am Sendlinger Tor lässt Zehra Spindler auch mal DJs für eine angenehme Atmosphäre an einem Ort sorgen, der überwiegend von Obdachlosen und Junkies genutzt wird und in Folge selbst von Anwohnern meist als Unort gemieden wird. Seit Zehra Spindler zusammen mit anderen Menschen diesen Park mit kulturellen Angeboten bereichert, scheinen die Vorbehalte zu verschwinden. Der Park wird von den Münchnern als Verweilort angenommen. Und das wohlgerne, ohne die darin Schutz suchenden Obdachlosen und Drogenabhängigen zu vertreiben. Stattdessen genießen einige Obdachlose hier auch mal eine Clubmusik, von der sie normalerweise ausgegrenzt sind.

Zehra Spindler bezahlt ihre DJs und Bands übrigens angemessen. An den meisten solcher Spielorte lässt man sonst einen Hut rumgehen, in den die zufälligen und absichtlichen Besucher eine Spende legen. Wobei manche Veranstalter durchaus auch zu Mindestspenden anregen. Sofar Sounds zum Beispiel, für deren Konzerte man sich vorab anmelden muss, ohne zu wissen, wer spielen wird. Entsprechend der Anmeldungen suchen die Veranstalter sodann einen geeigneten Raum für das Konzert aus, der dann nur den Angemeldeten mitgeteilt wird. Das war Ende letzten Jahres sogar mal das Büro des Oberbürgermeisters, dessen goldene Dire-Straits-Platte man dort an einer Wand hängend beäugen konnte, derweil Impala Ray neben dem Schreibtisch des Oberbürgermeisters ein ungewöhnlich intimes Konzert boten. Um solche Heimeligkeit nicht zu stören, ist der

Zugang nur über eine Gästeliste möglich. Wer da nicht angemeldet ist, muss draußen bleiben. Aber es gibt ja genügend andere Orte zum spontanen musikalischen Verweilen. ||

AD-HOC-KONZERTE UND FREILUFTMUSIK
Isarbrücken, Nussbaumpark, Haus am See u. a. | unangekündigt

Anzeige

Landeshauptstadt München
Kulturreferat

ANDER ART FESTIVAL 2019
28. SEPTEMBER
12.00 UHR BIS 22.00 UHR
ODEONSPLATZ

SCHNAPPE: OBERBÜRGERMEISTER REITER
BEI FREIEM ENTRITT UND JEDEM WETTER

GATO PRETO
CAPONES & ROGER REKLESS
LIVE-MANSA • GO SING CHOR
SPURMANDOVAS • DI FARYKTE KAPELLE
BANDA INTERNATIONALE • SIEA

ANDER ARTOTHEK
DAS BUNTE FESTIVAL DER
STADTBIBLIOTHEK

Mit Musikbühne, Musikanten-Stammtisch und Kulturzelten

Ausstellungen und Aktionen zum Mitmachen mit: Bianca Patricia Isensee, Roubis Style, Atelier Winter, Ángel Barroso Crespo u.v.m.

Moderation: Özlem Sarikaya



IMPRESSUM

Herausgeber

Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun | **Anzeigen** Christiane Pfau
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich,
Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl,
Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Heidi Fenzl-Schwab (hfs), Gisela Fichtl (gf), Eva-Elisabeth Fischer (eef), Benedikt Frank (bf), Sofia Glasl (sog), Joachim Goetz (jog), Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (svh), Simon Hauck (sha), Klaus Kalchschmid (kk), Christine Knödler (ck), Horst Konietzny (hk), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Hannes S. Macher (hsm), Thomas Lassonczyk (tl), Gabriella Lorenz (lo), Stephanie Metzger (sme), Jürgen Moises (jmo), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Andreas Rentz (ar), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Maximilian Sippenauer (ms), Silvia Stammen (sst), Erika Wäcker-Babnik (ewb), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung

Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Freaksounds

Die Munich Jazz Summer Wochen in der Unterfahrt bieten viel junges Programm von der Jazzrausch Big Band über das Andromeda Mega Express Orchestra bis hin zu Enders Room.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Wer Bruckners achte Sinfonie in der Version der Jazzrausch Bigband gehört hat, könnte auf die Idee kommen, dass die kreative Münchner Truppe um den Komponisten Leonhard Kuhn und Bandleader Roman Sladdek eines Tages für frischen Wind bei den Bayreuther Festspielen sorgt. Bis es so weit ist, machen die »rauschenden Jazzer« erst mal noch im Jazzclub Unterfahrt Station, mit einem Summer-Week-Programm, das sich vom 6. bis 9. August über vier Konzerte erstreckt. Die 20 Musiker, die 2014 im namensgebenden Münchner Club Rausch und Töchter als Hausband begannen, verstanden sich von Anfang an als genreübergreifendes Ensemble. Das galt und gilt nicht nur für den Grenzbereich zwischen Jazz und Klassik, sondern auch für andere Stilrichtungen. So beschäftigte sich das Ensemble, als Rausch und Töchter schließen musste, mit dem, was im neuen Club Harry Klein ange-



Johannes Enders, Saxofonist und Chef des Jazzlabors Enders Room | © Thomas Radlwimmer

sagt war, wobei Verbindung von Techno und Jazz unter Kritikern inzwischen als eine eigene Jazzströmung »made in Munich« gilt. Es geht um psychedelische, sphärische, verzerrte Klänge, die sich mit harten Elektrobeats abwechseln. Das Besondere dabei ist, dass der Sound nicht aus der Konsole oder dem Computer kommt, sondern live improvisiert wird. Die elektronischen Effekte ent-

stehen an den Instrumenten selbst, vieles wird aus dem Moment improvisiert. Der vierteilige Ring der Jazzrausch Bigband beginnt mit »Prague Calling« (6.8.), eine Reminiszenz an das erste CD-Programm, im Selbstverlag herausgebracht als silberne Metallbox im Bierdeckelformat. Nach diesem Einstieg geht es weiter mit einem Programm, das sich die Musiker zu Bildern von M.C. Escher ausgedacht haben (7.8.). Der dritte Abend (8.8.) ist dem »Seelenrausch« gewidmet, der vierte (9.8.) trägt den Titel »Dancing Wittgenstein«.

Auch vor und nach diesem Special im Augustprogramm des Jazzclubs Unterfahrt

ist Spannendes geboten. Die brasilianische Sängerin Fernanda Santanna eröffnet das Monatsprogramm (3.8.) mit Standards der musica popular brasileira. Zur Jamsession für offene und kreative Einsteiger lädt der junge Schlagzeuger Daniel Scholz (ab 4.8. jeweils sonntags) ein. Nach dem Zyklus der Jazzrausch Bigband sind mit den Saxofonisten Johannes Enders (13.8. bis 17.8.) und Don Menza (20. bis 22.8.) zwei international bekannte Heroes der Münchner Szene nebst ihren Bands zu Gast. Gerade Ersterer hat dabei mit seinem Enders Room ein Laboratorium der bayerisch-internationalen Schaffenskraft im Schlepptau, bei dem Notwist-Veteranen wie der Trompeter Micha Acher und der Vibrafonist Karl Ivar Refseth sich mit dem Trompeter Bastian Stein (nur 16./17.8.) und der famosen Rhythmusgruppe von Pianist Jean-Paul Brodbeck, Bassist Wolfgang Zwiauer und Drummer Gregor Hilbe verknüpfen. Ein vielfarbiges und kraftvolles Projekt zwischen Jazz, Fusion und pointiert eingesetztem Clubfeeling. Zu Monatsende klingen die Summer Jazz Weeks in der Unterfahrt mit fünf Konzerten des Andromeda Mega Express Orchestra aus (27. bis 31.8.). Die 2006 gegründete Band um den 35-jährigen Düsseldorfer Saxofonisten Daniel Glatzel gilt wegen ihrer eigenwilligen Mischung aus Neuer Musik, Afro Punk und Progressive Rock ebenfalls als schrill schillerndes Gewächs der europäischen Jazzwelt. Viel Sound also im Sommer und nicht nur solcher zum Sitzenbleiben. ||

MUNICH JAZZ SUMMER WEEKS

Unterfahrt | 31. Juli bis 31. August | 21 Uhr
Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Der Jazz der Nachbarn

Bezauf, Saalfelden, Salzburg – der österreichische Spätsommer lockt mit schicken Jazzfestivals. Ein Überblick.

KLAUS VON SECKENDORFF

Die Alpen und ihr Vorland meinen es gut mit dem jazzaffinen Münchner. Festivals in attraktiver Lage, wohin er auch startet: Im Westen lockt der Bregenzer Wald mit den »Bezauf Beats«, ab dem 8. August unter anderem mit Mostly Other People Do The Killing, Oli Steidle & the Killing Pops (www.bezaufbeats.at). Hinter dem Brenner das Südtirol Jazzfestival, das schon im frühen Juli über die weit gestreuten Bühnen ging. Und im nahen österreichischen Osten zwei Festivals, die 2019 Jubiläum feiern können: 40 Jahre Saalfelden im Pinzgau sowie 20 Runden Jazz & The City in Salzburg. Sie tun dies nicht länger in gewisser Konkurrenz, zu der beigetragen hatte, dass der Saalfeldener Gerhard Eder, der 2004 als Intendant wegen Differenzen entlassen worden war, anschließend bis zu seinem Tod im Jahr 2015 für Jazz & The City verantwortlich war. Umso besser verstehen sich die Nachfolger/-innen Mario Steidl (Saalfelden) und Tina Heine (Salzburg).

Beide planen für die Zukunft Kooperationen, und setzen darauf, dass Künstler länger vor Ort bleiben, zum Beispiel als »Artists in Residence«, und dass genügend Raum für überraschende Begegnungen eingeplant wird. Niederschwelligkeit soll außerdem neues, vor allem junges Publikum zum Jazz verleiten. Während Salzburg komplett bei freiem Eintritt stattfindet, hat Steidl die kostenlosen Konzerte auf 50 deutlich erweitert. Möglich wird dies an den beiden fremdenverkehrsbehafteten Orten vor allem dank Unterstützung durch lokale Verbände (Tourismus hier, Altstadt dort), die dafür sorgen wollen, dass das Image nicht von Skizirkus und Mozartkugeln dominiert wird. Zudem wird das Künstlerbudget nicht für große Namen investiert (Saalfeldener Ausnahme diesmal: Joshua Redman), sondern bevorzugt für junge Musiker abseits des Mainstreams ausgegeben, wobei die Avantgarde erfahrungsgemäß eher am Fuß des Steinernen Meeres auftritt.

Während in Salzburg 30 teils kleine und über die ganze Stadt verteilte Bühnen gezielt von den jeweils passenden »Rauminterpreten« (Heine) bespielt werden, hat sich Saalfelden

nach den Anfängen in der »Ranch« und einem großen Festzelt inzwischen im Congresszentrum etabliert. Die Neben Bühnen werden im Jubiläumsjahr deutlich erweitert – nicht zuletzt, »weil manche großartigen Projekte einen intimeren Rahmen brauchen« (Steidl). Um für junge Leute attraktiver zu werden, gibt es DJ-Sets im Park und und kurzfristig angekündigte Flashmobs. Persönliche Highlights sind für Steidl die exzessiven Soundorgien des Trios Abacaxi um den Gitarristen Julien Desprez und der britische Multiinstrumentalist Elliot Galvin, der gemeinsame Sache macht mit dem Saxofonisten Binker Golding, der auch mit der Pianistin Sarah Tandy auftritt. Wolfgang Puschnig, beim Saalfelden-Start 1978 mit dem Vienna Art Orchestra dabei, feiert mit seinem Quartett 40 Jahre lokale Jazzgeschichte, und Christian Muthspiel gründet zu diesem Zweck sogar eigens ein 18-köpfiges Orjazztra Vienna.

In Salzburg wiederum lockt der Eröffnungsabend mit den Freaks der belgischen Bigband Flat Earth Society, gefolgt vom jüdischen Iraki Dudu Tassa mit seinen Kuwaitis. Klarinetist Rolf Kühn feiert als quicklebendige Jazzlegende seinen 90. Geburtstag. Es folgen bei den insgesamt 70 Konzerten zahllose bewährte (Lucia Cadotsch mit LIUN & The Science Fiction Band, Stian Westerhus, Almut Kühne, Velvet Underground) und neue Namen (Theo Croker, James Brandon Lewis, Forq sowie auch hier Galvin & Golding). Wer also von München aus 153 sommerliche oder 144 herbstliche Kilometer der improvisierten Musik wegen Westen fährt, kann von einer Art Treuebonus im Form der famosen Programme profitieren, selbst wenn er sich zum ersten Mal dorthin auf den Weg macht. ||

40. JAZZFESTIVAL SAALFELDEN / JAZZ & THE CITY

Saalfelden | 25.–28. Aug. || Salzburg | 16.–20. Okt. | Tickets: 0043 658270660 (Saalfelden) Eintritt frei (Salzburg) | www.jazzsaalfelden.com / www.salzburg-altstadt.at/de/salzburgjazz

Anzeige

● ● münchen
symphoniker

GOE THE VER BIN DET

PHILHARMONIE
IM GASTEIG
SA 26.10.2019 | 20 UHR
—
IN KOOPERATION MIT
RESPECT US

**200 JAHRE
„WEST-ÖSTLICHER DIVAN“
DAS JUBILÄUMSKONZERT
WELTURAUFFÜHRUNG**

MEHMET C. YEŞİLÇAY
Divan – symphonische Dichtung für
Orchester, orientalische Instrumente,
Gesangssolisten, gemischten Chor
und Sprecher

**MÜNCHNER SYMPHONIKER
PERA ENSEMBLE
VOKALENSEMBLE DER
MÜNCHNER DOMMUSIK**

MARIE-SOPHIE POLLAK | Sopran
BRYAN LOPEZ GONZALEZ | Tenor
HERBERT KNAUP | Sprecher

MARTINA KOPPELSTETTER | Regie
OLIVIER TARDY | Leitung

Karten unter 089 44 1196 26
oder www.m-sym.de

Spielen bis zum Anschlag

Licht und Schatten des ARD-Musikwettbewerbs in München.

KLAUS KALCHSCHMID

Mit Musikwettbewerben ist es wie mit den diversen Festspielen: Weltweit hat jede Region mittlerweile ihren eigenen, egal wie klein oder groß das Ereignis. Wettbewerbe im Bereich der klassischen Musik gibt es ebenfalls zuhauf, ganz kleine, die nur eine Hochschule betreffen, wie etwa der des Kulturkreis Gasteig e. V. für Studierende der Münchner Hochschule für Musik und Theater. Der Verein richtet auch seit Jahren eine Konzertreihe aus, die sich – nomen est omen – »Winners and Masters« nennt. Oder wie der Honens-Klavierwettbewerb, der im kanadischen Calgary alle drei Jahre nach Vorrunden auf der ganzen Welt den auch in Kammermusik und Liedbegleitung versierten und musikalisch allumfassend gebildeten Pianisten sucht, der freilich im Finale sein Klavierkonzert frei wählen darf.

Und dann ist da der ebenfalls in München ansässige »Internationale Musikwettbewerb der ARD«. Er zählt zu den größten und bedeutendsten weltweit und lässt – ein Alleinstellungsmerkmal – seit 1952 seine 21 (!) Fächer turnusgemäß wechseln, wobei er in manchen sehr häufig ausgerichtet wird, etwa was

Streichquartett oder Gesang angeht, dafür andere eher selten vorkommen. Für ausgefallener Instrumente bietet er eine der wenigen Möglichkeiten des Vergleichs mit Fachkollegen: so bei Bratsche, Bläserquintett, Schlagzeug oder Orgel. Jedes Jahr beginnt in München die Konzertsaison Anfang September mit 14 Tagen intensivsten Musizierens im Großen Konzertsaal der Musikhochschule, den BR-Studios oder im Prinzregententheater. Das bedeutet stets auch eine Schule des Hörens, und das zahlreiche Publikum ist so kundig und aufmerksam, dabei derart geräusch- und hustenfrei, wie man das nie wieder während der ganzen folgenden Konzert- und Opernsaison erleben darf.

Doch das ist nur die eine, vergleichsweise marginale Seite dieses Wettbewerbs, geht es doch in erster Linie um den direkten Vergleich junger Künstler, die meist gerade ihr Studium beendet haben oder im ersten Engagement bei einem Orchester oder an einem Opernhaus sind und sich nun vor einer siebenköpfigen Fachjury, meist noch amtierende Meister ihres Fachs, beweisen müssen. So Lise Davidsen,



Simone Rubino, ARD-Sieger 2014 und inzwischen international gefragt | © Daniel de Lang

Anzeige

MKO

SAISON 2019/20

PATRICIA KOPATCHINSKAJA, HELMUT LACHENMANN, CHRISTIAN TETZLAFF
ALEXANDER MELNIKOV, MAHAN ESFAHANI, ILAN VOLKOV, GEORG NIGL
EVGENI BOZHANOV, SHARON KAM, JOSHUA WEILERSTEIN, STEVEN ISSERLIS
CHRISTIAN KLUXEN, WILLIAM YOUN, ILYA GRINGOLTS, THE KING'S SINGERS
ARABELLA STEINBACHER, ALEXEJ GERASSIMEZ — WWW.M-K-O.EU

Wärme



Münchener Kammerorchester
Clemens Schuldt



Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst



Landeshauptstadt München Kulturreferat



MEDIENPARTNER BR KLASSIK

Bayreuths aktuelle »Tannhäuser«-Elisabeth, die nach ihrem Studium einfach so viel Zeit zum Überbrücken hatte, dass sie hintereinander gleich drei Wettbewerbe absolvierte – und alle gewann. Andere, wie der Cellist Benedict Kloeckner, versuchen es mehrfach beim ARD-Wettbewerb, scheitern freilich zweimal mehr oder minder und machen doch eine bemerkenswerte Solokarriere. Wilhelm Schwinghammer blieb 2009 immer wieder unter seinem Niveau – weil er zwischen den vier anstrengenden Runden immer mal schnell nach Hamburg jetteten musste, um dort seine Verpflichtungen als Ensemblemitglied der dortigen Staatsoper zu erfüllen. Ob das die Jury wusste oder ahnte, dass da einer nicht so singt, wie er eigentlich könnte, jedenfalls errang der Bassist den zweiten Preis. Heute ist er nur noch als Gast in Hamburg zu erleben, dafür in den großen Partien seines Fachs zwischen Bayreuth, Berlin, Dresden, Paris, Toronto und Bilbao. Andererseits kam die australische Sopranistin Siobhan Stagg 2015 trotz einer mit reichem lyrischen Timbre innig und introvertiert gesungenen Juwelen-Arie aus Gounods »Faust« und einer bezaubernden Händel'schen Cleopatra nicht ins Finale, war damals aber schon an der Deutschen Oper Berlin engagiert und macht heute, mit ihrem Stammhaus als Zentrum, eine Weltkarriere als lyrischer Sopran.

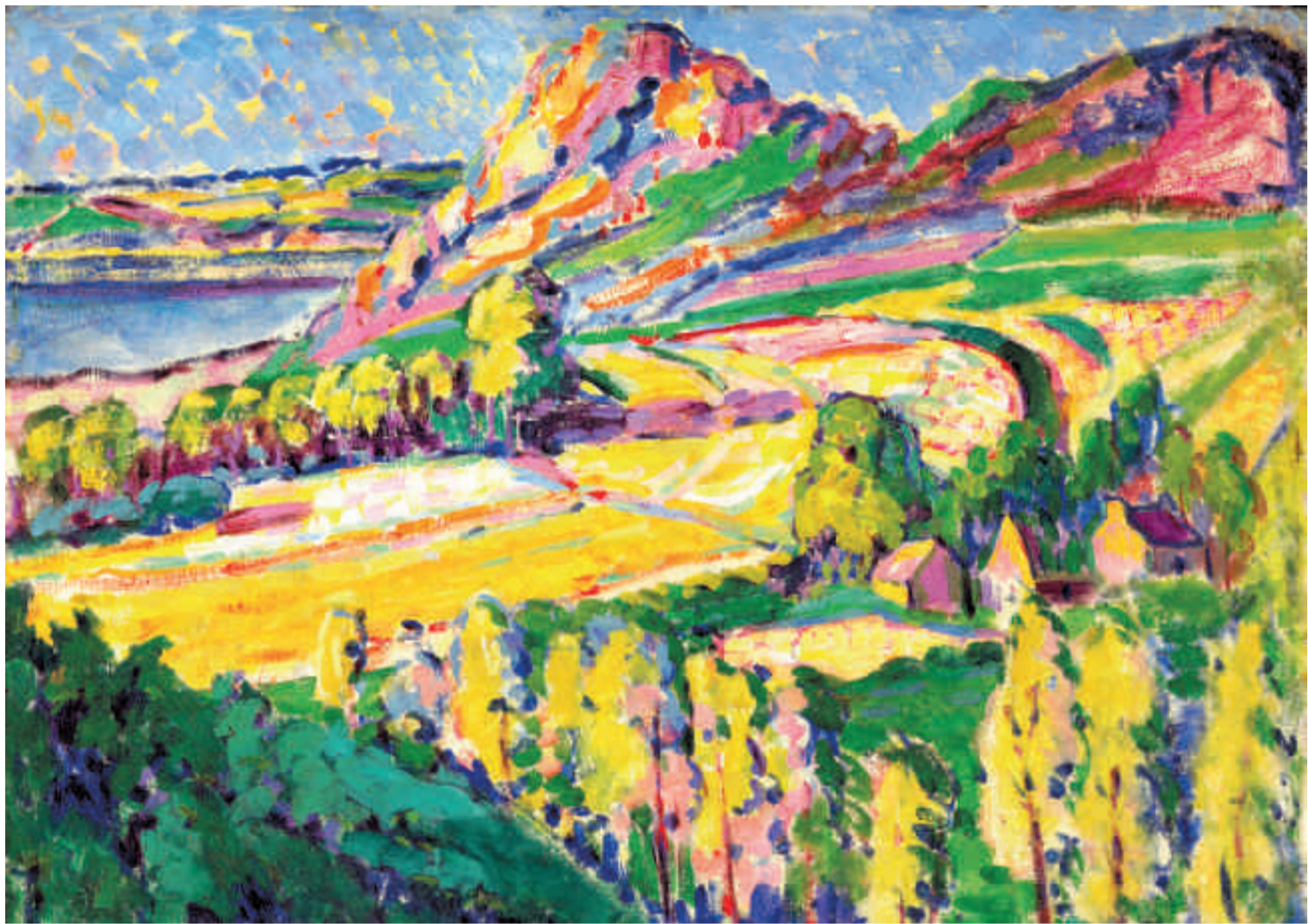
Obwohl er überragend und traumschön vor zehn Jahren beim ARD-Wettbewerb das Mozart'sche G-Dur-Konzert spielte, schaffte es der damals 21-jährige Russe Sergey Dogadin nicht ins Finale. Das Auftragswerk – Poul Ruders' höchst anspruchsvolles »Summer's Prelude & Winter's Fugue« – spielte er damals auswendig und mit stetig wachsender Präzision und Ausdruckskraft. Daher verliehen ihm Jury und Komponist dafür den Sonderpreis für die beste Interpretation des Auftragswerks. Auch das Münchener Kammerorchester, mit dem er dem Publikum im Herkulesaal eine Mozart-Sternstunde schenkte, widmete ihm einen Preis, und Axel Linstaedt, der damalige künstlerische Leiter, erfand flugs den BR-Klassik-Preis, um den jungen Geiger an der Jury vorbei zu würdigen. Gerade eben hat Dogadin den Tschaikowsky-Wettbewerb gewonnen! Auch dies ein ganz eigener Werdegang, was Wettbewerbe angeht.

Karriere geht also oft auch ohne Wettbewerb, und nicht automatisch ist einer, der

bereits in Vorrunden ausschied oder nicht zum Finale zugelassen wurde, der schlechtere Künstler, kommen doch die unterschiedlichsten Faktoren zusammen, die Erfolg oder Misserfolg zur Folge haben. Umgekehrt verschwinden erste Preisträger oft nach kurzer Zeit ganz von der Bildfläche und aus den Konzertsälen. Jedenfalls fordert der ARD-Musikwettbewerb ein umfangreiches, jedes Jahr neu definiertes Repertoire, das schon rein zeitlich einen enormen Aufwand bedeutet und oftmals an den speziellen Fähigkeiten der Teilnehmer vorbeigeht. Auch das verpflichtende, noch nicht aufgeführte Auftragswerk eines zeitgenössischen Komponisten steht immer wieder in der Kritik und ist doch ein Lackmustest für alle, mit wie viel Musikalität und technischer Versiertheit sie ein manchmal sperriges, vermeintlich wenig zugängliches zeitgenössisches Werk bewältigen können. Nicht immer haben diese Auftragswerke eine hohe Qualität, und da schimpfen schon mal Juroren wie Grace Bumbry, dass sich wegen dieses Auftragswerks manche Sänger gar nicht erst beworben hätten. Doch das ist eher ein Armutszeugnis für die Newcomer, denn im späteren Engagement können sich zumindest Sänger im festen Ensemble kaum aussuchen, was sie spielen oder singen müssen.

Nicht jeder angehende Künstler hat die Nerven, unter solchem Druck technisch und musikalisch perfekt zu sein, denn eine Wettbewerbs- und damit Prüfungssituation ist etwas völlig anderes als ein zweistündiges, selbst zusammengestelltes Recital einem Publikum zu präsentieren, das zwar ebenfalls ein hohes Niveau erwartet, aber keine Noten vergibt und nicht jeden Ton auf die Waagschale legt, sondern vor allem mit und von Musik und demjenigen, der sie aufführt, bewegt und begeistert werden möchte. Ab 2. September jedenfalls ist es wieder so weit, in diesem Jahr mit den Instrumenten Klarinette, Violoncello, Fagott und Schlagzeug. ||

68. ARD MUSIKWETTBEWERB
Gasteig | Bayerischer Rundfunk | Hochschule für Musik und Theater | Prinzregententheater | Herkulesaal | 2.–20. Sept.
verschiedene Zeiten | Eintritt teils frei, Tickets für Semifinal- und Finalrunden: 089 590010880
www.br.de/ard-musikwettbewerb



Emily Carr: »Herbst in Frankreich« | 1911 | Öl auf Karton, 49 × 65,9 cm | © National Gallery of Canada, Ottawa; Ankauf 1948

Emily Carr Das Licht in der Landschaft

THOMAS BETZ

Eine Augenweide ist die ganze Ausstellung: 130 Gemälde, die erfreuen, erfrischen, sensibilisieren – und überraschen. Denn die Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung präsentiert unter dem Titel »In einem neuen Licht« die erste Schau in Europa mit Meisterwerken kanadischer Impressionisten. Von James MacDonald Barnsley und Henri Beau bis Tom Thomson und Ernest Percyval Tudor-Hart, allesamt hierzulande unbekannte Namen. Impressionismus, das ist seit langem die weltweit populärste Stilrichtung und es war seinerzeit die erste internationale Bewegung der Moderne. Auch wenn der Begriff unscharf bleibt, wo schon die 1874 im Atelier des Fotografen Nadar gemeinsam ausstellenden und von Publikum und Kritik geschmähten und als »Impressionisten« benannten Pariser Maler – Monet, Degas, Cézanne und Konsorten – sich nicht unter einen Hut bringen lassen. Aus Spanien und Skandinavien, aus Großbritannien und Italien, aus Amerika und Japan kamen Maler und – sie ergriffen die Chance! – Malerinnen nach Paris und ließen sich von dieser lichten Freiluftmalerei mit ihren wie skizzenhaft freien Pinselstrichen und ihren wie unvermittelt aufgefassten Kompositionen und Ansichten – ohne Rücksicht auf akademische Regeln und repräsentative Themen – die Augen öffnen.

Röter als bei Monet blüht der Mohn bei William Blair Bruce, der auch das Flussufer in Giverny malte, wo er seit 1887 – am Wohnort von Monet – in einer Künstlerkolonie seinen Impressionismus entwickelte. »Typisch impressionistisch« erscheinen auch die Bilder vom Strandleben bei Clarence Gagnon und der gehörlosen Helen McNicoll, einer Meisterin von Lichtreflexen und Farbschattenspiel auf weißen Sommerkleidern. Gegliedert ist die Ausstellung geographisch-thematisch: Bilder von Paris-Aufenthalten, Impressionen in Frankreich und auf Europareisen, sodann Motive am Wasser, von Kindern, Jugend und entspannten Frauen sowie Motive in Kanada, nachdem die KünstlerInnen mit ihrer neuen Malweise in den jungen Staat zurückgekehrt waren.

Einladend-freundlich – ein Lichtblick im langen und harten Winter in Kanada – ist die Stimmung bei Arthur Dominique Rozaires Abzapfen von Ahornsirup in besonntem Schnee vor aufsteigendem Dunst. Kühn, immer treffsicher die Gemälde des Winter-Zauberers Maurice Cullen mit ihren originellen kanadischen Motiven, etwa dem winterlichen Baumfällen in gleißendem Sonnenlicht oder den atmosphärischen Sensationen beim Ernten von Eisblöcken am Sankt-Lorenz-Strom oder dem Oszillieren von Rauhreif, Schnee und Licht an

einem halb vereisten Wasserlauf. Spezielle Highlights sind auch die Stadtansichten – Winterabende und Winternächte – mit Karren, Fuhrwerken, Pferdeschlitten, Lokomotive. Und das Schattenspiel des Mondlichts auf einem Kaufladen in Toronto von Lawren S. Harris.

Emily Carr hatte um 1900 in London und Cornwall studiert und interessierte sich für die Kultur der Ureinwohner Kanadas. Seit ihrem Aufenthalt in Paris und der Bretagne 1910/11 nahm sie Teil an der Moderne nach dem Impressionismus. Bei ihrem souveränen »Herbst in Frankreich« erinnert der Rhythmus in der Landschaft an die erregte Kalligraphie der Pinselstriche und Farbtuben-Züge bei van Gogh und die gesteigerten Farbtöne lassen die Farbexplosionen der wilden »Fauves« Matisse und Derain anklingen. Sonniger, heller Herbst! ||

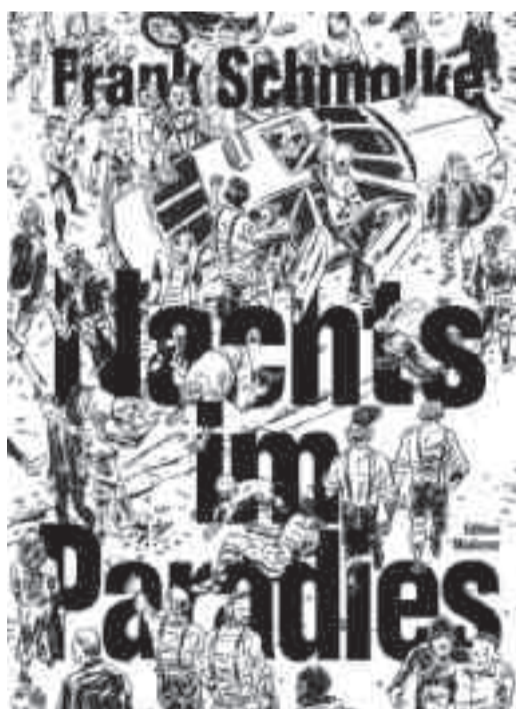
IN EINEM NEUEN LICHT.

KANADA UND DER IMPRESSIONISMUS

Kunsthalle München | Theatinerstr. 8 | bis 17. November
täglich 10–20 Uhr (Montag halber Preis) | Afterwork-Event: 21. 8.,
18. 9., 16. 10., 18. 30–22 Uhr | Kuratorenführung: 10. 9./22. 10., 18. 30
(Tickets ab 18 Uhr) | weitere Termine: www.kunsthalle-muc.de



In Frank Schmolkes
eindrucksvoller
Graphic Novel
wird der Taxifahrer
zum Helden.



»Nachts im Paradies« | © Frank Schmolke / Edition Moderne, 2019

BENEDIKT FRANK

Es gibt Comic-Helden, die weder Umhang tragen noch Superkräfte besitzen. Vincent ist so ein Alltagsheld, statt Batmobil fährt er Taxi. Jede Nacht, zu allen möglichen Zielen, mit den unterschiedlichsten Gästen. Gleich in der ersten Szene sitzen zwei Geschäftsleute in seinem Fahrzeug. Richtung Flughafen, eilig, etwas schneller bitte, plötzlich Blitz: Führerschein und Fahrzeugschein, bitte. Was ihn die Kontrolle koste, fragen die Fahrgäste, nachdem sie schließlich ankommen. Einen Punkt und 125 Euro. Da bekommt einer von ihnen doch noch so etwas Ähnliches wie Mitgefühl und gibt Vincent Trinkgeld – ganze zwei Euro.

»Nachts im Paradies« heißt Frank Schmolkes neue Graphic Novel. Sie spielt im reichen, satten München, wie auch schon das Comic-Debüt des Grafikers 2013 mit dem Titel »Trabant«. Schmolke fährt selbst seit 30 Jahren Taxi in dieser Stadt, in den letzten Jahren allerdings seltener, dank seines Erfolgs als Grafiker. In seiner Geschichte kondensiert er seine

Berufserfahrungen in drei Nächten. Der Autor weiß, dass diese Stadt nicht so paradiesisch ist für einen, der manchmal die Nacht durcharbeitet und oft genug doch keine 100 Euro verdient. Und bald lässt er es auch die Leser seines Comics wissen: München ist nur für diejenigen ein Paradies, die es sich leisten können.

Mitunter wird der Comic fantastisch, doch nie unrealistisch. Vincent rettet bis schon über die Bewusstlosigkeit hinaus besoffene Frauen, begegnet Schlägern, Dieben und Zuhältern. Übergriffige Jugendliche werden zum Wolfsrudel, das seine Beute jagt. Paradiesischen Umsatz macht ein Taxler nur dann, wenn die Gäste besonders dämonisch sind. Die Oktoberfestmeute schleppt sich als Zombiherde die Stufen zum Friedensengel hinauf, stürmt auf die Taxis zu, die versoffenen Massen schlagen sich um die wenigen Plätze, feiern während der Fahrt grölend weiter, vögeln komplett enthemmt auf der Rückbank und übergeben sich schließlich über die Sitze.

Zu den Strapazen der Arbeit kommt noch das Privatleben. Die Wohnung wird saniert und damit bald zu teuer für Vincent. Von seiner Frau ist er schon lange geschieden. Die Beziehung zur Tochter ist zwar sehr gut – die meisten der wenigen großformatigen Zeichnungen über zwei Seiten widmet Schmolke den beiden –, aber wie soll Vincent Zeit für sie finden, zwischen seinen Nachteinsätzen und ihren Teenagerinteressen? Auf einer Party gerät sie schließlich in Gefahr, doch da ist der Vater selbst mit Gestalten der Unterwelt beschäftigt.

Was geradezu dokumentarisch beginnt, wird immer mehr zum Film noir. Dazwischen zeigt sich ein feiner Humor. Frank Schmolke mischt die Genres und die Erzählstränge ebenso geschickt, wie er immer wieder mit seinen visuellen Einfällen überrascht. Dann sprengt er das Seitenformat oder lässt Vincent etwa wie einen Feldherrn zu Pferd auf dem Motorrad zur Rettung seiner Tochter reiten. Das alles verbindet sich zu einer rasanten

Geschichte. Die Schwarz-Weiß-Bilder dazu wirken mitunter wie expressionistische Holzschnitte, sie basieren auf Skizzen, die Schmolke während seiner Arbeit als Taxifahrer gezeichnet hat.

Der Beruf des Taxifahrers hat ein so niedriges Ansehen, dass er als Witz erhalten muss, wenn junge Studenten der Geisteswissenschaften oder der Künste gefragt werden, was sie denn später einmal mit ihrem Studium werden wollen. Schmolke aber arbeitet das Heldenhafte im Taxler heraus und umschiffert trotzdem die Gefahr, den Beruf zu verherrlichen. Er ist ein stiller Held, dieser Vincent, einer, der entgegen allen Widrigkeiten einfach nur seinen Job macht. Hast du Geld? Dann steig ein. ||

FRANK SCHMOLKE: NACHTS IM PARADIES
Edition Moderne, 2019 | 360 Seiten | 29,80 Euro

LYRIK

REIME DICH BINNEN & IM LAUF EINER WOCHE

montag

wir wollen die suada fixieren

dienstag

& ändern die pronomen wie andre die schlüpfer
& dienstags wieder konsonanten.

mittwoch

ein merklingssatz in unserem kopf & ein zollwörterbuch
& nen fließtext betreiben wir auch.

donnerstag

wir reimen schlechte traubenkerne aneinander:

freitag

(kröpfchen, töpfchen), das ist zu papier eine messanstalt.

samstag

ach, lass mir die pronomina & hagebutten durch den text.

sonntag

lore ipsum. lore ipsum. lore ipsum
& aus dem gras steigen wieder nur äste & das alphabet.

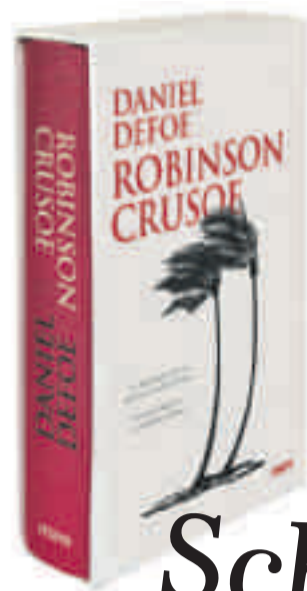
CAROLIN CALLIES

© Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2019 | mit freundlicher Genehmigung

Zweihundert Jahre war die Volksliedstrophe als dichterisches Mittel zur Hand, in Krieg und Frieden und Katastrophen, seit Johann Gottfried Herder in den 1770er Jahren den Begriff »Volkslied« prägte und Volkslieder herausgab, seit Goethe und Brentano, dann Heine und Eichendorff die Strophenform ausgestalteten und variierten. Wie »volkstümlich«, wie vertraut, wie beliebt freilich sind heute die poetischen Strategien der Moderne? Auch schon über 100 Jahre in Gebrauch sind zum Beispiel Montage, Lautgedicht, sprachliche Dekonstruktion, Wörtergespinnste: von Hans Arp und Hugo Ball bis Friederike Mayröcker. Wie selten begegnet man heute einer Strophe wie dieser: »ich bin dann da. oh leim, oh leim. / ich bin ein leimileim. oh nein. / ich bin da jemens leimileim, / ich bin da mitgegangen, mitgefangen. leim, oh reim.« Sie findet sich im zweiten Gedichtbuch von Carolin Callies. Tragikomisch und mutig-sensibel sind ihre Zeilen und Brüche, Freude machen Rhythmik und Melodik, daraus ihr poetisches Schaffen sich speist. Auch in einem so lakonischen Werkstatt-Selbstporträt wie dem oben abgedruckten. Suada und Reime, Fließtext, Blindtext und Verschreibungen überraschen und verzaubern eins uns andere Mal. Am 9. Oktober kommt Callies zum »Nachsommer der Dichter« ins Lyrik Kabinett. || tb

CAROLIN CALLIES: SCHATULLEN & BREDOUILLEN.
GEDICHTE

Schöffling & Co., 2019 | 94 Seiten | 20 Euro



Der berühmteste aller Inselromane feiert seinen 300. Geburtstag mit einer Neuübersetzung.

Schiffbrüchig

FLORIAN WELLE

Die Insel ist eines der bedeutendsten Motive der Literaturgeschichte. Stets haftet ihr etwas Doppeldeutiges an. Mal dient sie als Totenreich, mal als Utopie für eine aufgeklärte Gesellschaft. Sie kann ebenso Ort von Verbannung und Exil sein wie von Sehnsucht und Weltflucht. In diesem Jahr feierte der bekannteste aller Inselromane sein 300-jähriges Jubiläum: Daniel Defoes »Robinson Crusoe«, dessen erste Auflage im April 1719 auf den Markt kam und den Start einer sagenhaften Buchkarriere markierte. Bereits innerhalb von Wochen waren die Exemplare vergriffen. Weitere Auflagen wurden gedruckt, schon bald gab es verstümmelte Raubkopien; auch heutige Kinderbuchausgaben geben den Inhalt des Klassikers nur rudimentär wieder. Schließlich folgten zahllose Bearbeitungen und Nachdichtungen, das Genre der Robinsonade war geboren, das selbst noch in Marlen Haushofers »Die Wand« oder zuletzt in Lutz Seilers »Kruso« aufscheint.

Der mareverlag nahm jetzt das Jubiläum zum Anlass, Rudolf Mast mit einer ungekürzten Neuübersetzung zu betrauen, die sich einerseits dem Original verpflichtet fühlt, es gleichzeitig aber auch gegenwärtig macht. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, das Wort »Mohr«, wie es noch in der Übertragung von Hannelore Novak für den Hanser Verlag aus dem Jahr 1968 heißt, verschwunden. Mast spricht nun vom »Mauern«. Abgesehen davon besticht seine Übersetzung durch einen zeitgemäßen Duktus, altertümliche Ausdrücke wurden getilgt. Bereits der erste Satz mag als Beleg dienen. Wo Novak das »Vorwort«, in dem Defoe seinen Roman als Tatsachenbericht ausweist, mit den Worten »Wenn jemals die Geschichte von den Abenteuern eines Privatmanns es verlohnt hat, öffentlich bekannt gemacht zu werden ...« beginnen lässt, heißt es bei Mast: »Wenn ein Bericht über die Abenteuer eines einzelnen Menschen es je wert war, öffentlich gemacht zu werden ...«

Freilich ist Defoes »Das Leben und die außergewöhnlich erstaunlichen Abenteuer des Seefahrers Robinson Crusoe aus York (...) von ihm selbst verfasst« – der vollständige Titel ist erheblich länger – alles andere als eine authentische Geschichte. Sie basiert gleichwohl auf den Erlebnissen des Matrosen Alexander Selkirk, der sich 1704 auf der unbewohnten Isla Más a Tierra

weit vor der chilenischen Küste aus freien Stücken aussetzen ließ – anders als Defoes Ich-Erzähler, der einziger Überlebender eines Schiffbruchs »vor der Küste Amerikas unweit des Orinoco« ist. Und während Selkirk vier Jahre auf Más a Tierra zubrachte, versiebenfachte Defoe die Zeit, um seinen Helden den gesamten Prozess der Zivilisation vom Jäger und Sammler bis zum Ackerbauern noch einmal absolvieren zu lassen.

Crusoes erste Zufluchtsstätte ist ein Baum. Danach rettet er aus dem im Meer dümpelnden Schiffswrack all das, was ein echter Heimwerker so braucht, wenn's gut werden soll: »zwei Sägen, eine Axt und einen Hammer«. Damit errichtet er seine »Behausung« samt »Umzäunung«. Zudem ergattert er Munition und Waffen sowie Kleidung, Feder, Tinte, Papier und zuletzt die Heilige Schrift: »Jeden Tag studierte ich das Wort Gottes und bezog alle Tröstungen, die ich darin fand, auf meine Situation.« Das Buch, das sollte man im Kopf haben, ist vor allem Erbauungsliteratur mit puritanisch erhobenem Zeigefinger und weniger Abenteuerroman im Zeichen des Eskapismus. Dazu haben ihn erst spätere Jahrhunderte gemacht. Alles Unglück beginnt, weil Robinson gegen den Ratschlag seines Vaters die Welt sehen will. Defoe wusste, wovon er als 59-Jähriger schrieb, hatte er doch selbst ein unstetes Leben geführt, Schulden gemacht und in Haft gesessen.

»Robinson Crusoe« ist durch und durch ambivalent und muss auch genauso gelesen werden. Schließlich macht sich der weiße Held, kaum dass er sich (aus)gerüstet hat, daran, die Insel wie ein Kolonisator zu unterwerfen. Auch als er in Freitag schließlich einen Gefährten findet, folgt er seiner Mission. »Ich (...) machte es mir zur Gewohnheit, ihn all das zu lehren, was dazu beitragen konnte, ihn nützlich, vielseitig und hilfreich zu machen (...) Daraufhin begann ich ihn mit der Lehre vom wahren Gott vertraut zu machen.« ||

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE

Aus dem Englischen von Rudolf Mast | Mit einem Nachwort von Günther Wessel | mareverlag, 2019 | 416 Seiten | 42 Euro

Anzeige

Theater

09. Okt. 2019, 20 Uhr

Die Streiche des Scapin Molière

29. Nov. 2019, 20 Uhr

Das Gespenst von Canterville

22. Jan. 2020, 20 Uhr

Der Reisende, Ulrich A. Boschwitz

18. Feb. 2020, 20 Uhr

Kabale und Liebe, Schiller

Klassik

17. Okt. 2019, 20 Uhr

Amandine Beyer (Barockvioline),
Kristian Bezuidenhout (Fortepiano)

05. Nov. 2019, 20 Uhr

Dover Quartet

04. Dez. 2019, 20 Uhr

Capricornus Consort Basel, Franz Vitzthum
(Countertenor) **Miriam Feuersinger** (Sopran)

12. Feb. 2020, 20 Uhr

Sestetto Stradivari

Jazz

11. Okt. 2019, 20 Uhr

Breuer Hermenau Quartett

28. Nov. 2019, 20 Uhr

SLIXS

11. Dez. 2019, 20 Uhr

Florian Hoefner Trio

16. Jan. 2020, 20 Uhr

Franz von Chossy Trio

Kabarett

19. Sept. 2019, 20 Uhr

Luise Kinseher

15. Okt. 2019, 20 Uhr

Andreas Rebers

13. Nov. 2019, 20 Uhr

Familie Flöz

06. Feb. 2020, 20 Uhr

Gerhard Polt

BÜRGERHAUS
PULLACH

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
T. 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de

Neue Abos jetzt!



Abb. Foto: Dorothea Auenknechtbauer

Andreas Ammer
macht eigensinnig
unpopuläre
Geräuschkunst,
Filme, Pop und Bier.



»Hammerschlag«-Performance: Andreas Ammer spielt seine Sirenenorgel beim Dhiaghilev-Festival in Perm am Ural | © Dhiaghilev-Festival/Perm

An Ideen mangelt es nicht

PETRA HALLMAYER

Wenn jemand für sein Lebenswerk ausgezeichnet wird, dann klingt darin immer das Einläuten eines Abschieds an. Dafür fühlt sich Andreas Ammer, der nun gemeinsam mit FM Einheit den Günter-Eich-Preis erhalten hat, bei aller Freude noch zu jung. »Vielleicht«, erklärt er und lacht, »haben sie nach Ror Wolf und Friederike Mayröcker ja nach Preisträgern gesucht, die nicht zu alt sind, um zur Verleihung zu erscheinen.«

Preise hat der 1960 in München geborene Autor, Fernsehproduzent, Dokumentarfilmer und Hörspielmacher, der als Erster die höchsten Auszeichnungen im Rundfunk und im Fernsehen erhalten hat, schon viele gesammelt. Andreas Ammer hat mehrere Berufe, doch über keinen spricht er mit so großer Leidenschaft wie über seine Hörspielproduktionen. »In keinem anderen Genre«, glaubt er, »ist so viel möglich. Das Hörspiel ist die freieste aller Künste.« Diese Freiheit nutzt er lustvoll. Zusammen mit Musikern wie FM Einheit, Ulrike Haage und Console alias Martin Gretschmann schuf er schräg verpuzzelte, aufregend kluge und vielschichtige Hörstücke und große Sprachopern. Andreas Ammer schaffe es, konstatierte ein Kritiker, dass man selbst Texte »wie Dantes »Inferno« für Popsongs halten könnte«. Das Wort Pop taucht häufig in Artikeln über seine Arbeiten auf, und das hat seine Richtigkeit. Allein wenn man damit Massenkompatibilität verbindet, trifft es nur begrenzt zu. Dafür ist sein Faible für leicht irrwitzige und eigensinnig unpopuläre Ideen zu stark.

Er hat nicht nur eine »Sprachoper für Valentin und ein Fußballstadion« geschrieben und in »The King is Gone« in den Kammerspielen mit der Hochzeitskapelle anarchisch lustig die bayerische Monarchie zu Grabe getragen, sondern auch den 85-seitigen Lexikonartikel »Gott« aus der »Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste« von Ersch/Gruber und Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus« vertont.

Aufgewachsen ist der promovierte Philosoph in einer Münchner Sozialwohnung. Sein Vater war Kameramann und hatte keinen Schulabschluss. Als »revolutionären Akt« gegenüber seinen Eltern abonnierte er als 15-Jähriger »Die Zeit«. Gegen ihren Willen studierte er Germanistik, Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften und verfasste mit Hilfe eines Hochbegabtenstipendiums eine »völlig unleserliche« Doktorarbeit über »Horrorgraphie: Das Aufschreiben der Angst und die Schrecken der Schrift als Mikromechanik des Sinns in der klassischen Zeit deutscher Literatur«. »Ich war ein begeisterter, hysterischer Student«, meint er rückblickend. Geblieben sind ihm bis heute die rückhaltlose Ernsthaftigkeit und Hingabe, mit der er sich in ein Thema hineinkniet. Eigenschaften, durch die sein Job als Dozent frustrierend wurde: »Meine Studenten brannten nicht so wie ich.«

Er wollte raus aus dieser Welt und zudem nicht länger auf Stipendien angewiesen sein. Statt zu habilitieren, produzierte er Beiträge für Alexander Kluges »Stunde der Filmemacher«. Über »Capriccio« und »Spiegel TV« kam er zum von Denis Scheck moderierten Literaturmagazin »Druckfrisch«, das er seit 2003 gestaltet. Auch sein Weg zum Hörspiel begann auf der Universität. Aus einem Kurt-Schwitters-Seminar entstand »Orbis Auditus«, eine

vor Witz und Spielfreude sprühende akustische Enzyklopädie der Geräuschkunst, die zum Hörspiel des Jahres gewählt wurde und Herbert Kapfer vom BR auf ihn aufmerksam machte, der ihn mit FM Einheit zusammenbrachte. Sieben Wochen tüftelten sie in dessen Studio, das er sich in einem Swimmingpool in einem Stall im bayerischen Niemandsland eingerichtet hatte, wie besessen an ihrer Version von Dantes »Göttlicher Komödie«. Über-

zeugt war Kapfer zwar nicht von dem »leicht wahnsinnigen« Projekt, aber er besaß, so Ammer, »die in den öffentlich-rechtlichen Medien rar gewordene Qualität, Künstlern zu vertrauen.« »Radio Inferno« gewann den Prix Futura, den japanischen Morishige Award und die Goldmedaille bei den New York Festivals und eröffnete eine lange Liste von Gemeinschaftswerken, darunter »Apocalypse Live« nach der Offenbarung des Johannes, die Radio Space Opera »Odysseus 7«, das Oratorium »Lost & Found« nach Miltons »Paradise Lost«, die RAF-Oper »Alzheimer 2000/ Toter Trakt« und das Hörspiel »Sie sprechen mit der Stasi«, eine gruselige Collage aus Originalaufnahmen über Denunziation und Verhörtechniken zur »Geständnisproduktion«. Ihre akustischen Kunstwerke aus Text, Musik, Klang- und Geräuschkompositionen, die sie auch live in Theatern aufführen, waren bahnbrechend für die Erneuerung eines totesagten Genres.

Doch obgleich er sehr gerne darin arbeitet, ganz daheim fühlte sich Ammer in der Medienszene nie. Vor über zwanzig Jahren zog er nach Berg am Starnberger See. »Ich wollte ein Leben jenseits der Medienwelt. Ich hatte genug davon, abends in Kneipen abzuhängen, in denen alle tolle Projekte haben. Ich wollte das Wort Projekt nicht mehr hören.« Auf dem Land, meint er, hat keiner Projekte. In Berg ist er Gemeinderat der freien Wählervereinigung QUH (»quer – unabhängig – heimatverbunden«), der Mann der dritten Bürgermeisterin und besitzt mit Freunden eine kleine Brauerei. »Wenn ich dort sage, ich mache Hörspiele, dann heißt es: Meine Kinder hören auch gern »Die Drei ???.« 2017 hat er die Oskar-Maria-Graf-Festtage in Berg mitgestaltet. Trotzdem glaubt er: »Selbst meine besten Freunde wissen bis heute nicht so richtig, womit ich mein Geld verdiene.«

Doch auch jenseits der Dörfer ist das Hörspiel als Kunstform nicht wirklich populär. Damit kann er leben, schließlich sagen Quoten nichts über die Wirkmacht und Qualität von Kunst aus. Dass das die öffentlich-rechtlichen Medien allerdings immer weniger interessiert und einige Redakteure tatsächlich glauben, man müsse Kunst und Literatur mit Promis und Bespaßungsschleifen kaschieren, um sie zu vermarkten, macht ihn wütend. »Nicht zufällig haben FM Einheit und ich unsere letzten großen Liveproduktionen in Russland und Tschechien realisiert.« In Brünn rekonstruierten sie Avraamovs Noise-Oper »Symphonie der Sirenen«, und selten hat ihn etwas so bewegt wie der Enthusiasmus der mitwirkenden tschechischen Künstler, Feuerwehrleute, Chöre und Studenten. »Jeder war hochmotiviert, alle strahlten. Das war Freude pur.«

Hierzulande jedoch, erklärt er, werde das Produzieren von künstlerischen Hörspielen immer schwieriger, dennoch wird er natürlich weitermachen. An Ideen mangelt es ihm nicht. Sein Lebenswerk hat er noch lange nicht abgeschlossen. ||

Anzeige

„Diese bitterböse Scheidungskomödie macht einen Heidenspaß! Gedeck und Tukur stacheln sich gegenseitig zu Höchstleistungen an.“

FILMSTARTS

Und wer nimmt den Hund?

ULRICH TUKUR MARTINA GEDECK

REGIE RAINER KAUFMANN (EIN FLIEHENDES PFERD)
DREHBUCH MARTIN RAUHAUS (FAMILIENFEST)

www.undwernimmtdenhund.de f/undwernimmtdenhund MAJESTIC

AB 8. AUGUST IM KINO

Tipps aus dem laufenden Bücherjahr.

Erlesene Seiten

VERBRANNT

»Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen«, prophezeite 1821 Heinrich Heine. Am 10. Mai 1933 warfen unter dem Jubel der gaffenden Menge größtenteils Mitglieder der NS-Studentenschaft mit den Parolen »Wider den undeutschen Geist. Gegen Dekadenz und moralischen Verfall. Für Zucht und Sitte in Familie und Staat« zehntausende Bücher von über 140 Autorinnen und Autoren ins Feuer. Eine Kulturschande ohnegleichen. Georg P. Salzmann (1929–2013), Sohn eines hohen NS-Funktionsnähers, sah es als seine Lebensaufgabe an, eine Bibliothek der verbrannten Bücher als Dokumente dieser Barbarei zu sammeln. Rund 12.000 Bücher hat er über Jahrzehnte im In- und Ausland erworben und in seinem Gräfelinger Haus aufbewahrt. 2009 verkaufte er die Sammlung an die Augsburger Universitätsbibliothek, die nun diese Publikation erstellt. In Einzelbeiträgen wird an den Sammler erinnert, an das Vernichtungskonzept und den Ablauf der NS-Bücherverbrennungen. Exemplarisch werden vier der »verbrannten Dichter« gewürdigt: Bert Brecht, Erich Mühsam, Hans Sahl und – Salzmanns Lieblingsautor – Stefan Zweig. Eine mit zahlreichen Fotos versehene und typografisch hervorragend gestaltete Dokumentation dieser »Sammlung gegen das Vergessen« zur notwendigen Erinnerung und Mahnung. ||

HANNES S. MACHER

ANDREA VOSS, GERHARD STUMPF, ULRICH HOHOFF (HG.): DIE BIBLIOTHEK DER VERBRANNTEN BÜCHER
Die Sammlung von Georg P. Salzmann in der Universitätsbibliothek Augsburg | Allitera Verlag, 2019 | 204 Seiten | 24,90 Euro

AM GRENZZAUN

Theo Angelopoulos hat zwischen 1968 und seinem Todesjahr 2012 knapp 20 Spielfilme gedreht, politisch hellseherisch und gleichzeitig poetisch, manchmal scheint es gerade um diesen Zusammenhang zu gehen, das eine im anderen, in Filmen wie »Der schwebende Schritt des Storches« (1991) oder »Der Blick des Odysseus« (1995). Großes europäisches Kino, vielfach ausgezeichnet, oft verglichen mit Fellini und Bergman. Wie genau seine Filme strukturiert und komponiert sind, lässt sich nun in Petros Markaris' »Tagebuch einer Ewigkeit« nachlesen, einer kleinen Kostbarkeit und sicher dem eigenartigsten Griechenlandbuch des Jahres.

Markaris, bekannt für seine Krimireihe um den exzentrischen Athener Kommissar und Enzyklopädi-Leser Kostas Charitos, hat bei drei Filmen Angelopoulos' am Drehbuch mitgeschrieben. Sein Tagebuch ist eine Erinnerung an »Die Ewigkeit und ein Tag« (1998), in dem Bruno Ganz einen todkranken griechischen Dichter spielt, der versucht, sein Leben zu ordnen und einen albanischen Flüchtlingsjungen zu retten. Eines der starken Bilder dieses Films ist der albanisch-griechische Grenzzaun, an dem Kinder hochklettern und ins gelobte Land Griechenland hinüberblicken; unter den vielen berührenden Einfällen ein Dialog in Musik, den der Dichter mit jemandem im Nachbarhaus führt – der reagiert auf das Abspielen von Musik mit deren Wiederholung, ein Nachbar, den der Dichter nie sieht, mit dem dennoch eine zuverlässige Art von Kommunikation entsteht.

Die unberechenbare, lebendige, manchmal cholerische Zusammenarbeit von Drehbuchautor und Regisseur wird deutlich, die permanente Suche nach einer »bildhaften Überschreitung der Wirklichkeit«. Angelopoulos' langsame, intensive Rhythmen sind ungefähr das Anachronistischste, was man sich angesichts der heutigen Filmästhetik vorstellen kann, diese Filme hatten Zeit und langen Atem. In einem eindrucksvollen Brief, den Markaris an seinen toten Freund schreibt, fragt er auch nach der politischen Haltbarkeit: Wie sehr hat die Wirklichkeit Angelopoulos' Fantasie überstiegen, für den die Migrationsproblematik die große Frage unserer Zeit war? Welche seiner Bilder wären heute gar nicht mehr zu drehen, in Zeiten wieder zunehmender Grenzzäune, dem Zerbröseln von Schengen? ||

SVEN HANUSCHEK

PETROS MARKARIS: TAGEBUCH EINER EWIGKEIT. AM SET MIT ANGELOPOULOS
Aus dem Neugriechischen von Michaela Prinzing | Diogenes, 2019 | 287 Seiten | 24 Euro

LITERATUR IN MÜNCHEN

Freilich fehlen in dieser »Literaturgeschichte Münchens« einige Autorinnen und Autoren, die im Verlauf von sieben Jahrhunderten in der Landeshauptstadt gelebt und hier Romane, Epen, Erzählungen, Gedichte und Theaterstücke geschrieben haben. Aber das ist ja das Schicksal aller Anthologien, die nicht nur ein »name-dropping« bieten, sondern einen möglichst umfassenden Querschnitt durch das literarische Geschehen einer Stadt oder Region bieten wollen. Den meist kenntnisreichen Überblicken zu den literarischen Epochen vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart folgen hier denn auch Einzelporträts von rund 60 renommierten Schriftstellerinnen und Schriftstellern: Von A wie Herbert Achternbusch bis Z wie der selbst beflissensten Literaturfreaks unbekannt Humanist und »Stadtpoet« Hieronymus Ziegler (um 1504–1562) reicht die bunte Palette der in ausführlichen Artikeln Porträtierten und Gewürdigten. 56 Autorinnen und Autoren mit meist literaturwissenschaftlich-universitärem Background haben zu dieser ebenso fundierten wie anregenden lokalen Literaturgeschichte beigetragen, die erfreulicherweise ausführlicher informiert als so mancher der jeweiligen Wikipedia-Einträge. ||

HANNES S. MACHER

WALDEMAR FROMM, MANFRED KNEDLIK, MARCEL SCHELLONG (HG.): LITERATURGESCHICHTE MÜNCHENS
F. Pustet Verlag, 2019 | 616 Seiten | 39,95 Euro

JAHRHUNDERT VERSCHLAFEN

Ein Mann, der aus einem Kälteschlaf erwacht, aus einem künstlich induzierten Koma, das ist für gewöhnlich Gegenstand von Science-Fiction-Erzählungen und Filmen. Am Ausgang der oft langwierigen Winterschlafepisodes des Weltraumpersonals lockt für gewöhnlich eine vollere Existenz, vorzugsweise in einem ressourcenreichen, unentdeckten Land. Ein verlängerter Frontier-Gedanke, gespeist aus Technoträumen, deren alptraumhafte Kehrseite sich bereits in der Exponiertheit der Schläferkörper den vermeintlich wohlmeinenden Technologien gegenüber offenbart.

In Jewgeni Wodolaskins ansonsten realistischem Geschichtspanorama »Luftgänger« ist es ein Kosmonaut der Geschichte, der aus einem solchen Schlaf erwacht. Ein Himmereich auf neuen Erden ist es nicht, das den Protagonisten in der russischen Variante dieses Topos erwartet. »Die Diktatur wurde vom Chaos abgelöst«, heißt es aus dem Mund des Arztes, der Innokenti Platonow, den Helden und Ich-Erzähler dieses Romans bei seinen ersten bewussten Momenten begleitet. Das Chaos, das ist die Ägide des Präsidenten Jelzin – eine schwer zu fassende Zwischenepoche.

Die Schrecken der stalinistischen Lager weiß Platonow hinter sich. Oder auch nicht, denn die Erinnerungen daran kehren in Umrissen zurück, sie suchen Innokenti Platonow immer erbarmungsloser heim. Seine Existenz, Ergebnis eines Menschenversuchs, wird zu einer Flaschenpost in einem Zeitalter, dem das Vergessen eingeschrieben zu sein scheint. Am Ende wird jedoch auch er jener fatalen Vergessenheit anheimfallen.

Jewgeni Wodolaskin versteht seinen »Luftgänger« nicht als Chronik, er ist ein höchst subjektiver Erinnerungsroman, der von den Eigenarten des Gedächtnisses und seinem Festhalten an scheinbaren Banalitäten erzählt. In seinem Gestus ist er darin Maria Stepanovas Erinnerungsroman »Nach dem Gedächtnis« nicht unähnlich. Wie Stepanova weiß auch Wodolaskin: die Krankheit ist das Vergessen, ihre Kur das trotzige Dagegenansprechen. ||

CHRIS SCHINKE

JEWGENI WODOLASKIN: LUFTGÄNGER
Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt | Aufbau, 2019 | 429 Seiten | 24 Euro

Anzeige



Von Hongkong über Damaskus und München bis in die Schweiz: Achim Zons erzählt mitreißend von Rache und Gerechtigkeit, Geldgier und Verrat. Und nicht zuletzt von der Liebe in kriegerischen Zeiten.

»Achim Zons kann nicht nur auf eine lange journalistische Karriere zurückblicken, sondern kennt sich als Drehbuchautor von Fernsehspielen und Krimis mit der Dramaturgie von Spannungspplots bestens aus.«
Boersenblatt.net

430 Seiten, Klappenbroschur € 16,95
ISBN 978-3-406-73965-1



Nora Tewes hat die perfekte Radiostimme – und einen Plan. Im Rundfunk will sie einen Täter stellen, dem ihre Mutter als Kind ausgeliefert war. Er wurde nie belangt. Am Mikrophon beginnt sie ein gefährliches Spiel. Doch mit Hilfe von Simon eröffnet sich ein anderer, ein besserer Weg. Nicht unbedingt legal, aber hochwirksam. In ihrem politisch brisanten Roman erzählt Karin Kalisa von der Suche nach Gerechtigkeit, von Freundschaft, Mut und dem unbeirrbareren Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit.

351 Seiten, Gebunden € 22,- ISBN 978-3-406-74093-0

WWW.CHBECK.DE C.H.BECK

Vor 70 Jahren hat die deutsch-jüdische Journalistin Jella Lepman die Internationale Jugendbibliothek (IJB) gegründet. Bis heute hat die Idee eines Ortes für Weltoffenheit und Integration über Bücher und Lesen nichts an Aktualität verloren. Ein Gespräch mit der Direktorin Christiane Raabe.



Die Leiterin der Internationalen Jugendbibliothek Christiane Raabe
Schloss Blutenburg, der Sitz der IJB, gesehen von Mariana Massarani | © Internationale Jugendbibliothek (2)

»Kinderbuchbrücke« zu neuen Welten

CHRISTINE KNÖDLER

Am 14. September 1949 wurde die IJB in München eröffnet – was sind die wichtigsten Errungenschaften?

Die IJB hat wesentliche Impulse dafür gegeben, dass die Kinder- und Jugendliteratur (KJL) überhaupt ins gesellschaftliche Bewusstsein gerückt ist. Zwar gab es schon seit dem 17. Jahrhundert Kinderbücher, aber eine moderne internationale KJL, wie wir sie heute kennen, entwickelte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Allein physisch war 1945 praktisch nichts vorhanden. Jella Lepman hat mit Büchern aus 14 Ländern in den Originalsprachen den Grundstock gelegt für eine Sammlung, die heute mit mehr als 640 000 Bänden in über 240 Sprachen die weltweit größte Bibliothek für internationale KJL ist. Außerdem hat sie Verleger in der Nachkriegszeit mit internationaler KJL bekannt gemacht und Übersetzungen angeregt. Viele Kinderbuchverlage wurden ja überhaupt erst in dieser Zeit und später gegründet.

Also ein Ort des Aufbruchs ...

... und ein Experimentierraum mit einer Vision: Um nach der Menschheitskatastrophe eine Welt-Friedengemeinschaft aufbauen zu können, sollten Fantasiefähigkeit, Eigenständigkeit, Autonomie und Kritikfähigkeit geweckt werden. Das berühmte Motto: »Gebt uns Bücher, gebt uns Flügel«.

Klingt sehr modern und unverändert notwendig.

Ja, das ist es auch. Wir führen in der IJB mit Kinderbüchern einen interkulturellen Dialog. Allerdings sind die Bedingungen heute komplett andere. Damals waren die Kinder lesehungrig. Sie sind in die Bibliothek gekommen und haben sich satt gelesen. Heute haben wir das Problem, dass Kinder und Jugendliche oft keine Lust haben zu lesen.

Was tun Sie dagegen?

Wir bieten Workshops, Ausstellungen, Schreibseminare an, und, ganz wichtig, persönliche Begegnungen und Gespräche mit Autor/innen und Illustrator/innen im Rahmen von Lesungen oder Festivals wie dem White Ravens Festival für internationale KJL, das alle zwei Jahre stattfindet.

Also Literaturvermittlung auf verschiedenen Kanälen, an einem märchenhaften Ort.

... aber keine Leseförderung! Das ist mir wichtig. Wenn Kinder und Jugendliche ins Schloss kommen, sagen wir: Die Schule bleibt draußen. Wir verteilen keine Buchlisten, die hinterher abgearbeitet werden müssen, hier geht es nicht um Stoffvermittlung – es geht um das spielerische, kreative Erleben von Literatur. Und die ist zweckfrei.

Vor 70 Jahren ging es bekenntend um Werte – auch die sind ungebrochen aktuell. Jella Lepman nannte Toleranz, Respekt, Offenheit, Neugierde dem Fremden gegenüber ...

Was sie wollte, lässt sich gut in der »Konferenz der Tiere« nachlesen. Den Stoff hatte sie an Erich Kästner herangetragen. Das Buch erschien 1949 und war eine der ersten Friedensparabeln der Kinderliteratur. Damals ging es um die kulturelle und politische Öff-

nung einer national homogenen, zutiefst verrohten und traumatisierten Gesellschaft. Heute leben wir in einer ethnisch, kulturell und religiös heterogenen Gesellschaft, und die Herausforderung besteht darin, sie vor antidemokratischen Bedrohungen zu schützen.

Es muss also weiterhin an der »Kinderbuchbrücke«, wie Jella Lepman das nannte, gebaut werden?

Die Aufgabe war vor 70 Jahren politisch und ist es heute noch. Heute können Kinder in unserer Bibliothek Bücher in ihren jeweiligen Muttersprachen lesen. Sie lernen Geschichten aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen kennen. Wir setzen uns für kulturelle Vielfalt und einen wertschätzenden interkulturellen Dialog ein. Dabei gilt 2019 wie 1949: Lasst uns bei den Kindern anfangen, denn sie sind die Zukunft.

Jella Lepman ging noch weiter: »Kinder an die Macht« war ihre Devise. Ist ein solches Kindheitsbild überhaupt noch vorstellbar?

Für diejenigen, die nach dem Krieg daran gearbeitet haben, dass dieses Land demokratisch, friedlich und weltoffen wird, waren die Erwachsenen moralisch schuldig. Deshalb sollten die Kinder eine neue Welt aufbauen. Heute bestimmt der Leistungsgedanke den Umgang mit Kindern oft mehr als die Einsicht, dass Kinder Persönlichkeiten sind, die kreative Freiräume der Fantasie und des kindlichen Spiels brauchen, damit sie später kritisch hinterfragend und produktiv Gesellschaft gestalten können.

Jella Lepman war überzeugt davon, dass Lesen dabei unerlässlich ist. Hat die KJL diesen Auftrag eingelöst?

Im Hinblick auf ihre Geschichte auf jeden Fall. Die erste Blütezeit war in den 60er Jahren, die sozialkritische Wende folgte in den 70er Jahren, und die literarische Blüte liegt in den 90er und den frühen 2000er Jahren. Heute geht das literarische Experiment der Verlage unter dem Druck der Medienkonkurrenz leider deutlich zurück.

Und wie ist es um die kulturelle Vielfalt bestellt?

Es wird oft das übersetzt, was uns inhaltlich wie formal bekannt ist. Übersetzungen aus dem Englischen machen den Löwenanteil auf dem Buchmarkt aus, arabische Kinderliteratur ist, um ein Beispiel zu nennen, nahezu unbekannt. Dabei sollten wir gerade das, was anders, was kulturell fremd ist, Kindern nicht vorenthalten.

Weil die Erfahrung des Fremden wichtig ist?

Wir brauchen sie, um uns als Persönlichkeit besser zu verstehen und um uns weiterzuentwickeln. Das Spannende beim Lesen ist doch, dass du hinaustrittst aus deinem kleinen Leben und schaut: Was machen denn andere? Oder man hält es mit Jella Lepman, die meinte: Literatur soll nicht erziehen, sondern die Möglichkeiten des Denkens und Lebens aufzeigen. ||

Anzeige

**HEIMAT
GESUCHT.
GELIEBT.
VERLOREN.**

**AUSSTELLUNG IM KLOSTER BEUERBERG
1. MAI - 3. NOVEMBER 2019
MI-SO UND AN FEIERTAGEN 10-18 UHR
WWW.DIMU-FREISING.DE**

BIOSAN MUSEUM FREISING
Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e.V.

JUBILÄUMS-FAMILIENFEST

Schloss Blutenburg | Freitag, 20. Sept.
15 Uhr | 70. Geburtstag der IJB mit Vorführungen, Workshops, Mitmachaktionen und Lesungen

Die Welt verläuft

sich, aber das

Goethe-

Institut hat ein Navi



Schon am Eingang des Kultursymposiums Weimar grüßt die Künstliche Intelligenz

Über Orientierungssuche in orientierungslosen Zeiten – oder was so passiert, wenn sich die Welt in Weimar trifft.



Licht-Spielflächen auf dem Boden laden zur Begehung ein | Goethe-Institut (2)

HORST KONIETZNY

Nicht nur die Klimakrise hält uns in Atem. Die Probleme, die uns weltweit beschäftigen sollten, sind ungezählt. So vielfältig und komplex, dass man leicht die Orientierung verlieren kann. Aber wozu gibt es Navis? Das dachte sich wohl das Goethe-Institut, als es nach einem Motto für das zweite groß angelegte Kultursymposium suchte, das im Juni 2019 in Weimar abgehalten wurde. »Die Route wird neu berechnet«, hieß es da vertraut und doch rätselhaft. Denn wohin es gehen sollte, war nicht klar. Hatte man sich vor drei Jahren konkret mit dem Thema des Teilens und Tauschens beschäftigt, so wirkte das Motto diesmal selbst orientierungslos. Aber spannend ist es allemal zu erleben, welche interessanten Menschen aus der ganzen Welt nach Weimar gereist sind. Zumal die Institute, die man weltweit unterhält, nah an den örtlichen Gegebenheiten sind und gut gefüllte Kontaktbücher besitzen.

Und spannend lesen sich auch die Titel der zahlreichen Panels, Performances und Begegnungsformate, die man an verschiedenen Orten der Stadt erleben konnte. So geht es von der Zukunft der Mensch-Roboter-Beziehung über die Frage, wie »Schimpansen die Welt sehen«, zu »Welche Moral brauchen Maschinen«. Man untersucht, was passiert, »Wenn Staaten Daten sammeln«, richtet einen »Blick ins Jahr 2062«, widmet sich »Einprogrammierten Vorurteilen«, ruft »Willkommen im Zeitalter des Zorns« und streift »Killer-Roboter«.

»Wir haben das eben in vier Strängen fokussiert, von denen wir glauben, dass sie sich gegenseitig befruchten und beeinflussen: Orientierung, Autonomie, Diginomics und Regression.« Johannes Ebert, Generalsekretär des Goethe-Instituts

So versucht man die Vielfalt zu bändigen. Es geht darum, wie wir den Überblick behalten können in einer komplexen Welt, die über unsere Autonomiebestrebungen hinwegtrampelt und uns Schutz anbietet in regressionsfördernden Gesinnungsblasen. So etwa ließe sich zusammenfassen, was sich nicht zusammenfassen lässt. Denn das Programm kann ein Mensch alleine nicht annähernd schaffen.

Aber gemeinsam geht es vielleicht. Auf dem Gelände des E-Werks, einem kreativ ausgelassenen Industrieareal mit großen Versammlungstipis, trifft man sich zwanglos. Ich begegne einer indischen Journalistin, die sich erst einmal darüber beklagt, dass die Bücher hier alle auf Deutsch sind und die Veranstalter etwas mehr Abwechslung in Form von Aktionen, Kunst und Zeit für Begegnungen zwischen die Panels hätten streuen können. »Ich lebe in Indien, einer Demokratie«, erzählt sie, »aber die Medien sind alle in Privatbesitz. Mein Boss sagt mir: Schreibe Dinge, die die Menschen lesen möchten, die einen Marktwert haben. Ich möchte aber nicht für den Markt schreiben, sondern über Dinge berichten, die wichtig sind. Aber wie schafft man es, über die wichtigen Dinge zu schreiben und nicht über die Dinge, die der Markt verlangt?«

Das genau ist die Kraft des Symposiums: vielfältige und auch für mich überraschende Perspektiven von außen. Von Gästen wird immer wieder betont, wie wichtig sie die Rolle Deutschlands sehen als – im internationalen Vergleich – relativ unkorruptes System. Manche sehen uns geradezu als moralischen Kompass.

Die Probleme sind umso bedrückender, wenn man sie aus erster Hand erfährt, wie von der polnischen Co-Direktorin des Performing-Arts-Institutes in Warschau, Marta Keil. Sie berichtet, wie sich der erstarkte Nationalismus in ihrem Land auf die Arbeit von Künstlern und Kulturakteuren auswirkt:

»Es ist die Trennung zwischen UNS und DENEN, die immer radikaler wird. Und das ist beängstigend. Der Sprachgebrauch in der öffentlichen Diskussion hat sich deutlich verschoben. Es werden Feindbilder erschaffen, die sich aggressiv auf unterschiedliche Gruppen richten.«

Auch wenn viele Gäste die Situation in Deutschland als geradezu idealtypisch ansehen, ist die Tendenz zur Verrohung, Vereinfachung und rechten Verblödung hierzulande nicht mehr zu übersehen. Ich treffe mich mit Cesy Leonhard, Künstlerin, Filmemacherin und Chefin des Planungstabs im »Zentrum für Politische Schönheit«. Das »Zentrum« ist ein Zusammenschluss von Künstlern und Kreativen, die sich dem politischen Widerstand mit ganz eigenen Mitteln verschrieben haben. Mit ihren Aktionen, wie der Errichtung einer Kopie des Berliner Holocaust-Mahnmals auf dem Nachbargrundstück des rechtspopulistischen Politikers Björn Höcke, haben sie es neben großer Wahrnehmung in den Feuilletons auch zu einer intensiven Beobachtung durch den Verfassungsschutz gebracht.

»Ich glaube, dass Kunst eine unglaubliche Kraft auf vielen Ebenen hat, die wir sonst auf einigen Feldern der Öffentlichkeit nicht mehr haben. Wir haben Politiker, die oft an ihre Parteien gebunden sind und deswegen nicht sprechen können, wie sie eigentlich sprechen würden. Sie können auch nicht die Drastik oder die

Überhöhung wagen, die meiner Meinung nach in solchen Problemen steckt.«

Es sind Gespräche wie das mit Cesy Leonhard, die die Augen öffnen für all das Menschenfeindliche, das uns auch hier in Deutschland umgibt und nun plötzlich aus vielen Foren platzt. Oder soll ich sagen, zu platzen scheint? Weil es meine westlich dystopische Weltsicht ist, die nun angetriggert auf weitere Nahrung schießt? Schwer verdauliche Brocken allerorten: Der indische Autor Pankaj Mishra beschreibt noch einmal das Phänomen populistischer Politiker, die ethische Prinzipien über Bord werfen, um die Bevölkerung mit Ressentiments anzustecken. Warum diese Marktschreier des Unmenschlichen so erfolgreich sind?

»Wir haben uns alle zu sehr an den Gedanken gewöhnt, dass die Gesellschaft ein Marktplatz ist.«

Auch dieses Symposium ist ein Marktplatz, aber für Ideen. Nach zweieinhalb Tagen, langen Nächten, vielen Begegnungen, produktiver Verwirrung und überraschenden Einsichten denke ich mir, dass das anfängliche Gefühl der Überforderung vielleicht ein notwendiger Kick war. Es ist gut und wichtig, dass es in einer Zeit zunehmender Borniertheit und dumpfen Nationalismus Gelegenheiten gibt, das eigene Navi neu auszurichten. ||

KULTURSYMPOSIUM WEIMAR
www.goethe.de/prj/kwe/de

Horst Konietzny ist Regisseur, Autor, Dozent und Kurator mit Schwerpunkt auf interdisziplinären Projekten. Die Langfassung des Artikels finden Sie auf www.muenchner-feuilleton.de.

Anzeige

NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de



Ausstellungsansicht im Haus der Kunst – Miriam Cahn: »abbau« und »unklar« von 2017, neben der Türe | © Jens Weber, München

Die Frau schaut zurück



Miriam Cahn: »BLAU, 21.7.17« | 2017 |
Öl auf Leinwand, 225 x 280 cm | Foto: François Doury,
© Courtesy the artist, Galerie Jocelyn Wolff, Paris
and Meyer Riegger Berlin, Karlsruhe

»Sehr schöne Bilder mit grausamen Hintergründen«: Eine große Retrospektive im Haus der Kunst feiert die Schweizer Künstlerin Miriam Cahn.

HEIDI FENZL-SCHWAB

Den Anfang bildet ein rundes, gelbes Sofa mit Büchern. Frühe Katalogeditionen in schwarz-grauen Tönen und Ausstellungskataloge, deren Cover immer farbiger leuchten, dazwischen Miriam Cahns Schriften »DAS ZORNIGE SCHREIBEN«. Hier kann man sich einlesen in die Bilder früherer Installationen und in Cahns literarisches Schaffen, in Texte, die ihr Arbeiten betreffen, den Kampf um die Selbstständigkeit als Künstlerin, ihre Kompromisslosigkeit, ihre streitbare Empörung. Sie gibt Einblick in ihre Familiengeschichte, ihr Inneres, ihre Trauer und Verletzlichkeit. Wie gut, dass der großen, von Jana Baumann kuratierten Retrospektive mit Werken aus allen Schaffensphasen, mit denen das Haus der Kunst die siebzugjährige Künstlerin ehrt, keine Tafeln zu Leben und Werk vorangestellt sind. Wie oft erstarrt man vor derartigen Wandtexten, um sich dann durcharbeiten bis zum Meisterwerk.

Nicht bei und mit Miriam Cahn. Sie installiert die Ausstellungen ihrer Arbeiten selbst, bezieht die Raumsituation ein. Und so ist man unvermittelt mittendrin in einer fulminanten, klar konzipierten Präsentation durch eine Flucht von Räumen und quer zu ihnen. Der Blick durch die Ausstellung, von der überdimensional großen Zeichnung von 1981 »schweigende Schwester (kriegsschiff)« bis zum dunklen Raum mit den stillen Bewegungen sehr selten gezeigter Super-8-Filme aus den späten 80er-Jahren, bleibt offen.

Früh hat Cahn sich gegen die Ölmalerei und die Konzentration auf das einzelne Werk entschieden. Im avantgardistischen, politischen Umfeld in Basel entstanden feministische, auch von der Performance- und Videokunst um Friederike Pezold, Valie Export und

Ulrike Rosenbach angeregte Serien von Arbeiten. In einer schnellen gestischen Arbeitsweise auf dem Boden tauchte der Körper mit all seiner Energie ein, zeichnete mit Kohle und Kreidestaub, gab den formalen Überblick auf und wurde selber zum Werkzeug. Man folgt dieser Sicht, wenn man die auf dem Boden ausgebreiteten Skizzenbücher betrachtet, darüber Arbeiten, die in einer klaren Gendersprache Orte und Objekte dem Weiblichen und Männlichem zuordnen, das Haus, die riesigen Türme des World Trade Center, das Bett dazwischen. Nach einem Unfall war Cahn gezwungen am Tisch zu sitzen, die Bildsprache veränderte sich. Persönliches, weibliche Zyklen, die Welt der Tiere, Landschaften; unabhängig vom Format wird alles gleich wichtig und zeichnet die Welt auf.

Nach der Bedrohung durch die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl explodieren und strahlen die Farben. Die Ausblühungen der großformatigen Aquarelle der Serie »Atom-bomben« begeistern und bilden gleichzeitig das Entsetzliche ab. Während der Führung durch die Ausstellung erklärt Miriam Cahn ihre Auffassung von Kunst: »Man macht je nachdem sehr schöne Bilder mit grausamen Hintergründen.« Das gilt in hohem Maße für das Bild »den schönen nazi übermalen«, in dem man erst auf den zweiten Blick den Schlichter Alois Brunner erkennt, und das unbetitelt daneben mit groteskem Lachen und spitzen, gefletschten Zähnen. Diese Bilder und den Text »ZUFALL«, den der Katalog wiedergibt, hat man im Kopf, den Hintergrund ihrer jüdischen Wurzeln und das Fluchtschicksal ihrer Familie, wenn man die Mitte der Ausstellung betritt. Hier durchbricht

Miriam Cahn die, wie sie sagt, »Nazi-Achse« der Räume im Haus der Kunst.

Die Künstlerin arbeitet mit dem Körper und bildet ihn ab. Er ist gleichzeitig Objekt und Mittelpunkt persönlicher, aber auch politischer Erfahrung. Der lange Spalt durch die Räume, den die Figuration »SCHLACHTFELD / ALTERSWERK« von 2012 quert, wirkt wie eine klaffende Wunde. Die großen, eigenhändig geschnitzten, gehöhlten, polierten, auf dem Boden liegenden Baumfragmente haben ein bewegliches Gegenspiel in den projizierten Fotos auf den Monitoren darüber. Es war immer der gleiche »Plastillinbollen« wie sie sagt, weiches Material, aus denen sie Körper und Körperteile formte und fotografierte.

Es ist der Krieg, der Miriam Cahn immer wieder beschäftigt. Der Golfkrieg, die Kriege auf dem Balkan, die nach dem Terrorangriff auf das World Trade Center. Sie thematisiert Flucht und Vertreibung, nimmt Anteil am Schicksal Gejagter und Entrechteter, stellt es schonungslos dar. Es ist schrecklich, Menschen sinken zu sehen in ein unfassbar schönes »Blau, 21.7.2017«, wie das genau datierte Bild aus der Werkreihe »MARE NOSTRUM« heißt. Es sind in die leere Landschaft geworfene Entblößte unter offenem Horizont oder schwerem Himmel. Der Betrachter steht ihnen gegenüber, die Arbeiten sind jeweils »auf Augenhöhe« einer Figur im Bild gehängt.

Drastisch wird die Darstellung der Nacktheit im »Sexraum«, wie ihn Miriam Cahn benennt. Hier konzentrieren sich – oft in bedrückender, schockierender Fleischlichkeit – Varianten gesellschaftlich genormter Sexualität zwischen Liebe und Lust, Machtausübung und Ohnmacht. Bildinhalte und Sprache sind

oft der Pornographie entlehnt und es ist das pornographische Bild der Kunst par excellence, Courbets »L'Origine du monde«, auf das Miriam Cahn mit dem Bild »le milieu du monde schaut zurück« antwortet. Das Laken, mit dem Courbet den Kopf der Frau überdeckt, wird zum offenen Schleier. Aus dem Ursprung wird die Mitte der Welt, die Frau schaut zurück.

Der Titel kann auch als Aufforderung gelesen werden. Es gibt in der Ausstellung eine sehr besondere Arbeit an einem sensiblen Ort, »abbau 23. und 24.6.2017«, aus dem die Künstlerin selbst spricht: »So fühlte ich mich nach der Documenta und sehr vielen Ausstellungen...«. Es ist ein alternder Körper, der Kopf in der Erschöpfung geneigt, freundlich lachend, die Arbeitshand gesenkt, aber noch leicht angespannt zur Faust. Die Ausstellung ermöglicht die Begegnung mit einer großen Künstlerin und ihrem kompromisslosen Blick auf die Welt. Jeder Besucher wird zu eigenen Sichtweisen und Lesarten im offenen Beziehungsgeflecht der Werke finden, sich aber auch ihrer Eindringlichkeit stellen müssen. ||

MIRIAM CAHN: ICH ALS MENSCH

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 27. Oktober | Mo–So 10–20 Uhr, Do bis 22 Uhr | Kuratorenführung mit Jana Baumann: 28. August, 18.30 Uhr | Führungen: 7. August, 18.30 Uhr; 10./17./24./31. August, 15 Uhr | Lecture-Performance »Guerilla Girls: The Art of Behaving Badly«: 29. September, 19.30 Uhr (nach Anmeldung) | Die Publikation »Miriam Cahn. Ich als Mensch« (Hirmer, 256 Seiten, 150 Abb.) kostet 29,90 Euro | weitere Veranstaltungen: www.hausderkunst.de

Nein, wir schweigen nicht

In einer Ausstellung in der Kirche St. Paul
kommen die Frauen zu Wort.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Frauen sind unterrepräsentiert in der Kunst. Und Frauen sind unterrepräsentiert in der Kirche. In der Kunst sind die Frauen auf dem Vormarsch, die patriarchalischen Strukturen einzureißen. In der katholischen Kirche tun sie sich da schwerer. Forderungen nach Gleichstellung prallen per se an den theologischen Dogmen ab. Auch wenn sich die Beschränkungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil gelockert haben und Frauen in bestimmten kirchlichen Ämtern aktiv sein können, ist der Ruf nach größerer Einflussnahme bis hin zum Anspruch auf das Priesteramt lauter denn je, etwa seit Mai durch »Maria 2.0«, eine Initiative katholischer Frauen.

Genau zur rechten Zeit kommt da die Ausstellung mit sechs Künstlerinnen in der Kirche St. Paul, Sitz der Kunstpastoral der Erzdiözese München und Freising. Unter dem Motto »Und wir sollten schweigen?« soll der künstlerischen Stimme von Frauen Raum gegeben und der Vormachtstellung ihrer männlichen Kollegen in Kunst und Kirche entgegengetreten werden. Die unbotmäßige Frage bezieht sich auf den Apostelbrief des Paulus, wo es heißt: »Die Frauen sollen schweigen in den Versammlungen, denn es ist ihnen nicht erlaubt zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.« (1. Kor 14,34).

Wer jetzt einen lauten Aufschrei gegen das Schweigen erwartet, wird überrascht sein. Es sind eher verhaltene Töne, die in den Werken der sechs Künstlerinnen angeschlagen werden. Das Schweigen ist durchbrochen, aber der Chor ihrer Stimmen verhallt in der monumental neugotischen Architektur von St. Paul – ein Bild das mehr Aussagekraft hat über die Situation von Kirche, Kunst und Frauen als die Kunstwerke selbst.

Sogar ein provokantes Statement wie die Tomaten, die die Münchner Künstlerin Susanne Wagner in Referenz auf eine feministische Protestaktion Ende der 60er Jahre gegen die tragenden Säulen der Kirche »geworfen« hat, relativiert sich: erscheinen die geplatzen roten Früchte aus Keramik vor der Kulisse des gewaltigen grauen Sandsteins doch wie Blumendekor. Die Collagen aus Seidenpapieren von Sarah Lehnerer mit den übereinandergelegten Profilbildern der Künstlerin wirken zart und fragil. Eine der

Figuren deutet durch das Motiv der herausgestreckten Zunge ihr emanzipatorisches Anliegen an. Doch in luftiger Höhe zu beiden Seiten der Seitenschiffe scheinen sich die einander zugewandten überdimensionierten Köpfe fast zu verlieren.

Die Stimmen der Frauen auf den acht Bildschirmen von Birthe Blauth sind stumm geschaltet. Symbolträchtig ruhig gestellt und in die hinterste Kirchenbank verbannt, lassen sich die engagierten und kritischen Statements der Frauen erst vernehmen, wenn man die Website zum Projekt aufruft. In der raumgreifenden Installation von Lorena Herrera Rashid kämpfen sich überdimensionale bunte Gewächse aus einem martialisch wirkenden Fundament aus Maschendrahtzaun und Autoreifen heraus: »Nein, wir schweigen nicht«, scheinen die zarten Pflänzchen uns zuzurufen, »doch laut sind wir auch nicht.« In der Arbeit der mexikanischen Künstlerin geht es nicht nur um die Sache der Frau, sondern sie wendet sich in ihren Installationen aus Plastikmüll auch gegen unser Konsumverhalten und unsere Wegwerfkultur.

Tatsächlich ist es nicht die Absicht des Kuratorenduos Barbara Fischer und Alexander Heisig, Anliegen wie die von »Maria 2.0« zu illustrieren. Den Worten der Kuratorin nach soll mit der Ausstellung den generell unterrepräsentierten Frauen in der Kunst vielmehr die Möglichkeit gegeben werden, sich ohne thematische Vorgabe zu positionieren, sich mit dem Ort auseinanderzusetzen und ihre Kunstwerke im Kirchenraum zu platzieren. So hat sich Nina Annabelle Märkl etwa »nur« mit der Architektur der Kirche auseinandergesetzt. Ihre Arbeit greift das Maßwerk der Seitenfenster auf und überführt die Ornamentik in eine Installation aus Stahlstäben und mit Tusche und Bleistift bezeichneten Papieren. Zwischen die Kreuzwegstationen platziert, sollen die fensterartigen Objekte die Betrachter anregen, neue räumliche Situationen zu erfahren. In der Vision von Patricia Gylte schließlich macht die künstliche Intelligenz auch vor dem Beichtstuhl nicht halt: Freundlich wendet sich die geschlechtsneutrale Roboterfigur in der Videoanimation den Betrachtern zu, schweigend: Der Erlösung Suchende ist auf sich selbst angewiesen – noch!



Ausstellungsansicht in St. Paul mit Susanne Wagners Keramiktomaten »Sigrid« auf den Pfeilern, Sarah Lehnerers Textilfahnen »Talking heads«, Nina Annabelle Märkis »Off Ornament«-Installation an den Wänden und der Videoinstallation »8 Voices« von Birthe Blauth | © Johannes Seyerlein

»Und wir sollten schweigen?« Die auf das Paulus-Zitat antwortende, provokative Frage verlangt nach deutlicheren Antworten. Überraschenderweise ist es ein Kirchenvertreter selbst, der unverhüllt Stellung bezieht: Pfarrer Rainer Hepler von der Kunstpastoral durchbricht das Schweigen und beleuchtet in einem langen Artikel im Katalog zur Ausstellung die Rolle der Frau in der katholischen Kirche. Ausgehend von einer fundierten Analyse des Frauenbildes der Bibel sowie des Paulus-Wortes aus theologischer Sicht stellt er seine in vielen Augen sicher gewagte Vorstellung von einer möglichen Veränderung mutig zur Diskussion. Nein, wir sollten nicht länger schweigen! ||

UND WIR SOLLTEN SCHWEIGEN? 6 KÜNSTLERINNEN IN ST. PAUL

St. Paul | St.-Pauls-Platz 11 | bis 24. November | täglich geöffnet 8.30–17 Uhr | Eintritt frei
Kurator*innenführungen zur Langen Nacht der Münchner Museen: 19. Oktober, ab 19.30 Uhr
Der Katalog (56 Seiten, 26 Abb.) kostet 12 Euro | weitere Termine:
www.erzbistum-muenchen.de/kunstpastoral

Anzeige

**WELL
CONNECTED**

Bayern gestaltet –
Vernetzung verbindet

Ausstellung im Terminal 2, Flughafen München
11.07.2019 – 11.09.2019
www.bayern-design.de

Gefördert durch
bayern design Bayerisches Staatsministerium für
Wirtschaft, Landesentwicklung und Energie

LABCAMPUS

Anzeigen

ENDERS ROOM
Unterfahrt
HIKIKOMORI
JOHANNES ENDERS (TS)
BASTIAN STEIN (TP)
MICHA ACHER (TP, SOUSAPHON)
KARL IVAR REFSETH (VIB)
JEAN-PAUL BRODBECK (P)
WOLFGANG ZWIAUER (EB)
GREGOR HILBE (DR, ELECTR.)
JAZZCLUB UNTERFAHRT MÜNCHEN
13.08. - 17.08.19 21:00

Ist die Messestadt eine Schlafstadt?
Ein Familienviertel? Gelebtes Multikulti?
Eine Klötzchensiedlung mit Park als
großem Garten?
Oder alles zusammen?
Und was kann man hier selberrmachen?

kopfbaut.de

20
JAHRE
MESSESTADT

Ein Kunstprojekt mit Bewohnern von Michael Lapper

Datendrama

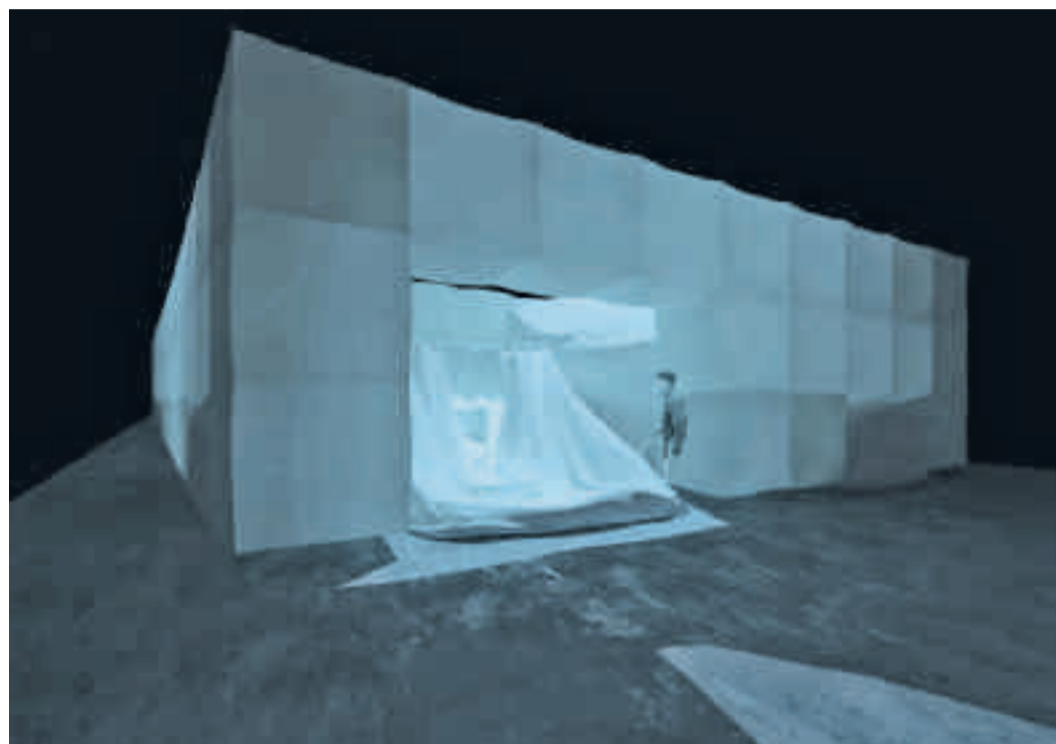
Mit allen Sinnen: Die performative Installation »Sensefactory« will Ideen der Bauhausbühne ins Heute holen.

STEPHANIE METZGER

Drei Bühnen, eine Projektionswand, darunter Pfeile, Kreise, Farbflächen oder Noten, Wellen und Linien: Sie ist eher schwer zu entschlüsseln, die Partiturskizze, mit der der Maler, Fotograf, Typograf und Theatermacher László Moholy-Nagy 1925 sein »Theater der Totalität« aufs Papier brachte. Frei von Texten, Figuren oder naturalistischer Darstellung entwarf der Bauhaus-Lehrer darin ein synthetisches Geschehen aus »Form, Bewegung, Ton, Licht (Farbe) und Geruch«, in dem der Mensch nicht mehr Bedeutung haben sollte als die Apparate. Erlöst von der menschlichen Exzentrik psychologischer Charakterdarstellung, zugleich befreit aus der Passivität der Zuschauerposition, sollte er in Moholy-Nagys »Aktionskonzentration« eine Körper- und Bewegungsfunktion unter anderen werden. Sich eingliedern und beteiligen an einer »mechanischen Exzentrik« und im theatralen Organismus verschmelzen mit der Maschine.

Was Moholy-Nagy vor über 100 Jahren so visionär wie offen entwarf, scheint heute Realität geworden. Aber weniger in den Theateraufführungen unserer Tage als in unserem Alltag. Denn läuft der Cyborg des »Theaters der Totalität«, ausgestattet mit Smartphone, Fitnessuhr und anderen Sensoren heute nicht bereits durch die Welt? Ist die von Moholy-Nagy anvisierte Mensch-Maschinen-Verbindung nicht längst Protagonistin in realen und virtuellen Wirklichkeiten? Und wird dieser neue Mensch in beidem nicht vor allem eines: Hauptdarsteller im Drama um Daten? Fragen, die Moholys theatrale Ideen so aktuell wie brisant erscheinen lassen. Und Fragen, die jetzt vom Kurator, Installationskünstler und Münchener Muffathallenleiter Dietmar Lupfer zusammen mit einem interdisziplinären Team aus Architekten, Künstlern und Wissenschaftlern sehr eindrucksvoll gestellt werden.

Gemeinsam haben sie die »Sensefactory« entwickelt – performative Installation, Diskurs-



Modell der »Sensefactory« | © Alex Schweder, Clemens Klein

programm und Publikation. Oder: eine Fabrik der Sinne und Sensoren: »Die Idee war nicht, eine Kopie von Moholy-Nagy hinzubekommen. Die entscheidende Frage war, wie würde man die Intermedialität Moholy-Nagys heute denken können? Mit welchen Mitteln?«, sagt Lupfer beim Pressegespräch. Entstanden ist der Entwurf zu einer großformatigen begehbaren Rauminstallation, die alle Sinne der Besucher ansprechen soll. Drei Kammern aus pneumatischen Luftkissen, die sich auf- und abbauen, senken und heben. Ein Labyrinth mit verschiedenen Öffnungen, in Szene gesetzt durch Licht-, Klang und Geruchseffekte, die von der Bewegung der etwa 30 Besucher, die sich gleichzeitig in der Installation aufhalten können, beeinflusst werden. Diese Bewegung wird weitreichend sein: die Besucher werden gehen, schwanken, liegen, sitzen. Sie werden genauso auf das von KI-Technologie gesteuerte Eigenleben der Installation reagieren, wie diese von den Besuchern gesteuert wird. Alex Schweder, der die pneumatische Skulptur entworfen und für seine Arbeiten den Begriff der »Performance Architecture« geprägt hat, geht es grundsätzlich um die Interaktion des Menschen mit sich ständig verändernden Raumstrukturen. Die

haben wiederum Wirkung auf Beziehungen zwischen Menschen: »So produziert die Architektur von »Sensefactory« neue Beziehungen, weil sie die Besucher in unkontrollierte Situationen versetzt«, hofft Schweder.

Die soziale Komponente wird in »Sensefactory« vor allem eingebunden sein in eine umfassende sinnliche Erfahrung. Diese hält die Geruchsdesignerin Sissel Tolaas für entscheidend bei der Verteidigung des Menschlichen gegenüber dem Maschinellen. »Unser Körper ist eine so wunderbare Hardware, unsere Sinne sind eine so wunderbare Software«, beschwört sie ganz dem Duktus des Digitalen verpflichtet, um aber doch zu dem Schluss zu kommen: »Wir müssen uns um diese Sinne kümmern, sonst übernimmt das die Technologie.« Diese Technologie, sagt der ebenfalls am Projekt beteiligte Computerkünstler Chris Salter, reize unsere Sinne permanent, manipulierte sie, ohne dass wir Kontrolle oder Einsicht in damit verbundene Prozesse hätten. »Wir sind umgeben von Sensoren. Sie sind überall, aber wir wissen nicht, was diese Sensoren mit unseren Daten machen. Das ist alles sehr unsichtbar, wir wissen nicht, was passiert.«

Die Gratwanderung zwischen unkontrollierbarer Erfahrung und reflexiver Wahrnehmung peilen die Künstler nun eben mit »Sensefactory« an. Zwischen Training, Selbstermächtigung und Immersion bewegen sich ihre Ideen zur Wirkung beim Besucher. Ein weites Feld, in dem Partizipation zur Emanzipation werden kann, das Eintauchen in den Kosmos der »Sensefactory« aber auch die Auslieferung an rätselhafte technische Prozessen einfordert. Der eine wird diesen Kosmos euphorisch und in der Tradition der Bauhäusler vielleicht sogar als Utopie einer anderen, freien, völlig neuen Welt erfahren. Der andere sich in Unruhe versetzt und der Dystopie des Selbstverlustes ausgesetzt sehen. Wer und was letztlich in dieser architektonisch-performativen Manifestation des »tausendäugigen Spielers« sein wird, wie Moholy-Nagy noch den Regisseur für sein »Theater der Totalität« nannte, bleibt offen. Aber wie forderte die amerikanische Philosophin Donna Haraway mit dem Titel ihres letzten Buches: »Unruhig bleiben«. Nur so können wir einer Welt, in der die Vorstellung darüber, was der Mensch überhaupt ist und sein soll, längst ins Wanken geraten ist, möglicherweise doch souverän begegnen. Wenn wir uns dazu noch mit allen Sinnen beunruhigen lassen, umso besser! ||

SENSEFACTORY

YOU HAVE NEVER EXPERIENCED
Muffatwerk | Zellstr. 4 | 4.–8. September
Mi–Sa 20–23 Uhr, So 11–18 Uhr | Eintritt frei
Eröffnung: 4. Sept., 20 Uhr | Rahmenprogramm: Videoinstallation »Das Totale Tanz Theater 360°« sowie Hörraum »Audio Space Machine« in den Studios | Symposium »From Bauhaus to SENSEFACTORY«: 7. Sept., 15–20 Uhr im Ampere | Info und weitere Veranstaltungen: www.muffatwerk.de



SOMMERPROGRAMM im Franz Marc Museum, Kochel a. See

Ausstellungen

100 WERKE. NEUER BLICK
Von Franz Marc bis Willi Baumeister
02.06.2019 – 06.10.2019

TONY CRAGG. SKULPTUREN UND ZEICHNUNGEN
02.06.2019 – 06.10.2019

Ferienkurse

für kleine und große »Blaue Reiter«
30.07.2019 – 07.09.2019

Relaxing-Yoga im Museum

11. und 25.08.2019

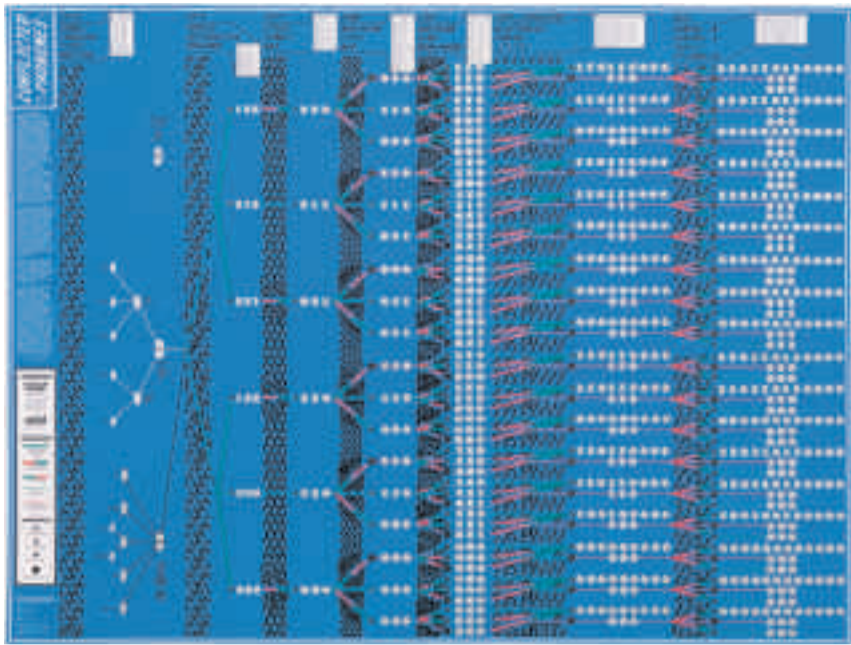
Ausflugs-Tipp

Kombiticket Museum und Kochelseeschiffahrt

www.franz-marc-museum.de

Anzeige

Außenansicht Franz Marc Museum, © Franz Marc Museum, Foto Doris Leuschner.



Sprachtests scheitern bei der Bestimmung von Muttersprache und Herkunftsland, denn die komplexen Beziehungen zwischen Geburtsort, Ortswechsellern, sozialen Bedingungen und kulturellem Austausch beeinflussen die sprachliche Identität –
Lawrence Abu Hamdan:
»Conflicted Phonemes«
 2012 | Vinyl-Wanddruck
 © Lawrence Abu Hamdan

EVA-ELISABETH FISCHER

»Sie Künstler!« schleudert die empörte Frau ihren geballten Volkszorn dem Regisseur Christoph Schlingensiefel in einer Fernsehdokumentation als unfreiwillig komische, ultimative Beleidigung entgegen. Der hatte im Jahr 2000 in seiner Aktion »Bitte liebt Österreich! Erste österreichische Koalitionswoche« anlässlich der ersten schwarz-blauen Koalition von ÖVP und FPÖ neben der Wiener Staatsoper einen Container errichtet. Darin saßen zwölf Asylbewerber, von denen, analog zu »Big Brother«, täglich einer, eine, herausgewählt und abgeschoben werden konnte.

Schlingensiefels satirische Drastik ist heute längst von der Realität überholt worden – und nicht nur in den aktuellen politischen Verhältnissen im schönen Österreich –, wie die Ausstellung »Die Stadt ohne« im NS-Dokumentationszentrum mannigfaltig belegt. Es geht um Angstmache, Hetze und Ausgrenzung alles Fremden, konkret um Juden und Muslime, um Ausländer und Flüchtlinge anhand von Szenen aus Bruno Bettauers 1924 von H.K. Breslauer verfilmtem Roman »Die Stadt ohne Juden«. Der Roman wie auch der Stummfilm nehmen 14 Jahre vor Hitlers Einmarsch in Wien – allerdings mit einem utilitaristisch-positiven Schluss – vorweg, was dem industrialisierten Mord an den europäischen Juden vorausging: deren Ausgrenzung, Verfolgung und Vertreibung.

Mit »Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge« ist Andreas Brunner, Barbara Staudinger und Hannes Sulzenbacher, ergänzt durch den von NS-Doku-Zentrumschefin Mirjam Zadoff mit herausgegebenen, inhaltlich vertiefenden Katalog, ein exemplarisches Lehrstück gelungen. Denn die Ausstellungsmacher leiten folgerichtig aus der Geschichte her, wie Juden Hass und Fremdenfeindlichkeit mehr oder weniger latent die Jahrzehnte überdauern; demonstrieren, eingeleitet von den entsprechenden historischen Filmausschnitten, die

Über Juden Hass und Fremdenfeindlichkeit, über Ausgrenzung generell in Geschichte und Gegenwart informieren zwei Ausstellungen im NS-Dokumentationszentrum und im Jüdischen Museum.



Szene aus dem Film »Die Stadt ohne Juden« (Österreich 1924), Ausweisung der Juden aus der Stadt | © Filmarchiv Austria

Mechanismen von Ausgrenzung und Verfolgung – und auch, wie verbale Diskriminierung und Hetze zu Vertreibung und blutiger Gewalt eskalieren. Fotos und Plakate zeugen von der gezielten Polarisierung der Gesellschaft. Der von Wiens Bürgermeister Karl Lueger zu Beginn des 20. Jahrhunderts beförderte Antisemitismus, den Bettauer 1922 in seinem Roman satirisch aufgriff, die Aufteilung in die »gute« arische arbeitende Bevölkerung und »böse« intellektuelle Juden schlug sich bereits Anfang der Zwanzigerjahre in den Saalschlachten von Nazis und ihren Gegnern nieder und mündete in organisierte Tötlichkeiten gegen Juden und ideologische Gegner. Die Zeugnisse solch gezielter menschenverachtender Propaganda veranschaulichen Fotografien verlassener Wohnungen, deren Bewohner von SS-Schergen deportiert und ermordet wurden.

Doch eingängiger noch als die Filmausschnitte, als die Plakate und Fotos sind die Spiele in dieser Ausstellung. Entlarvend die Multiple-Choice-Befragung für die Besucher, welches fremdenfeindliche und diskriminierende Zitat welchem Parteimitglied zugeordnet werden kann. Wer den richtigen Knopf drückt, wird mit ein paar Takten aus der Deutschlandhymne

Eine Sache der Sprache

belohnt und muss sich Knopf für Knopf damit arrangieren, dass die schlimmsten Äußerungen sich durch sämtliche Parteien ziehen und keineswegs nur der AfD oder der NPD zuschreiben sind. Wohin solches Reden im Extrem führt, belegt das KZ-Monopoly »Pogromly«, das Beate Zschäpe für den NSU erfand. Doch mindestens ebenso widert jener Interviewausschnitt an, in dem der lupenreine Demokrat Horst Seehofer lächelnd beteuert, es sei Zufall, dass ausgerechnet zu seinem 69. Geburtstag 69 Afghanen abgeschoben würden.

An ihrer Sprache sollt ihr sie erkennen. So und nicht anders könnte man auch die aktuelle, von Boaz Levin kuratierte Sonderausstellung im Jüdischen Museum als Zusammenarbeit mit

dem Jüdischen Museum Hohenems und seinem Direktor Hanno Loewy überschreiben. »Sag Schibboleth! Von sichtbaren und unsichtbaren Grenzen« lautet der Titel dieser Präsentation von 13 Arbeiten über Grenzen und Ausgrenzungen und die damit in Gang gesetzten Fluchtbewegungen von biblischen Zeiten bis ins Heute, die man sich nicht nur erwandern, sondern, da ziemlich hermetisch, ja auch abstrakt, erst einmal lesend und hörend erarbeiten muss. Handfest sind die »sprechenden« Grenzsteine, die sich als steinerne Wegmarken durch die Ausstellung ziehen, Grenzsteine wie die bei Hohenems am Alten Rhein, die zwischen 1938 und 1945 Juden auf der Flucht in die Schweiz passieren mussten. Über Kopfhörer kann man den Erzählungen der Überlebenden lauschen. Emotional berührt auch das bewegte Bild der auf den Wellen des Mittel-

meers schaukelnden Oud. Sie gehörte, so erfährt man über Kopfhörer, einem arabischen Musiker, der auf Befehl eines geldgierigen Schleppers seine ganze Habe, darunter das geliebte Instrument, über Bord werfen musste, damit das Boot gewinnbringend mit Flüchtlingen überladen werden konnte.

Alle anderen Exponate sind weniger eingängig. Es ist eben nicht einfach, die Erfassung biometrischer Daten und ihre Folgen oder die Aushöhlung des Schengener Abkommens zu veranschaulichen. Der gedankliche Schritt vom vereinten Europa zur flüchtlingsresistenten Festung Europa angesichts zwei wenig sinnlicher Fotoserien verlassener Grenzorte und der Büros von Frontex, der Europäischen Agentur für die Grenz- und Küstenwache, vollzieht sich einzig im Kopf.

»Sag Schibboleth!«, der Ausstellungstitel an sich ist ja schon schwierig genug. Er bezieht sich auf die siegreichen Gileaditen an den Furten des Jordan, die die besiegten Efraimiten, die als Flüchtlinge ins Land wollten, durch einen Sprachtest identifizierten: All jene, die Schibboleth mit einem einfachen »S« aussprachen, gehörten den unterlegenen Feinden an und wurden getötet. Der Titel besagt letztlich, dass die Aussprache eines Wortes über die »richtige« Zugehörigkeit, Freund oder Feind, Leben und Tod entscheiden kann. Wie etwa über die Anerkennung des Asylstatus durch die eindeutige Lokalisierung der Muttersprache, die, wie in den Diagrammen von Lawrence Abu Hamdans »Conflicted Phonemes« dokumentiert, wegen krisenbedingter Fluchten und den damit verbundenen sprachlichen Abweichungen gar nicht mehr möglich ist.

Auch heute wollen Menschen vom Boot auf sicheres Land. Und werden, entsprechend ideologisch präpariert, als Feinde behandelt. Weil sie anders reden, aussehen – und sprechen. Davon erzählen beide Ausstellungen und ergänzen einander kongenial. ||

DIE STADT OHNE.

JUDEN AUSLÄNDER MUSLIME FLÜCHTLINGE

NS-Dokumentationszentrum München | Max-Mannheimer-Platz 1 | bis **10. November** | Di-So/Fei 10–19 Uhr | Rundgänge jeden Dienstag (gratis, Anmeldung: veranstaltungen.nsdoku@muenchen.de), 17 Uhr | Podiumsdiskussion »Was heißt schon deutsch?« mit Fatma Aydemir, Max Czollek, Lena Gorelik und Saša Stanišić: **11. September**, 19 Uhr | Die Wellküren: »Abendlander«: **27. September**, 19 Uhr | Schreibwerkstatt mit Lena Gorelik: **5. Oktober**, 10–16 Uhr | Die gleichnamige Publikation (232 S., 135 Abb.) kostet 19,90 Euro | www.ns-dokumentationszentrum-muenchen.de

SAG SCHIBBOLETH!

VON SICHTBAREN UND UNSICHTBAREN GRENZEN

Jüdisches Museum | St.-Jakobs-Platz 16 | bis **23. Februar** | Di-So 10–18 Uhr | Rundgänge jeden Sa/So, 15 Uhr | Der Katalog (BUCHER Verlag, 244 Seiten, farbig illustriert) kostet 29,80 Euro im Museum täglich Besucherbegleitung und Impulsrundgänge (gratis, Anmeldung: 089 288516423) www.juedisches-museum-muenchen.de

Anzeigen

GÄRTNER PLATZ THEATER

PREMIEREN 2019 2020		
OPER	DIE KLUGE	2.10.2019
MUSIKTHEATER	DER MESSIAS	10.10.2019
OPER	TOSCA	14.11.2019
OPER	RIGOLETTO	30.1.2020
BALLETT	SALOME TANZ	URAUFFÜHRUNG 28.2.2020
OPER	SCHUBERTS REISE NACH ATZENBRUGG	URAUFFÜHRUNG 23.4.2020
MUSIKTHEATER	MASS	18.6.2020

Tickets | Tel +49 (0)89 2185 1960 www.gaertnerplatztheater.de

573 Veranstaltungen
 23 Bibliotheken
 3 Monate
1 Heft

münchener stadtbibliothek



Schwimmbad im 13. Stock – Dachterasse des SESC 24 de Maio, São Paulo | © Ciro Miguel 2018

Flanieren auf der Autostraße

Das Architekturmuseum der TU München widmet sich dem kreativen Umgang mit knappen Freiflächen in Metropolen. Unkonventionelle Beispiele aus Brasilien zeigt die Ausstellung »Zugang für alle. São Paulos soziale Infrastrukturen«.

JOACHIM GOETZ

Schwimmbäder und kleine (Pocket-)Parks auf den Dächern hoher Gebäude, den Blick auf die urbane Skyline gerichtet. Gesperrte Highways am Abend und autofreie Boulevards (nur am Wochenende – zugänglich für jeden, der diese Platzangebote nutzen will. Sollen wir uns so die zukünftigen Freiflächen unserer verdichteten Metropolen vorstellen? Klingt erst mal wahnsinnig kreativ und experimentell – ist aber bei genauerem Hinsehen doch auch aus der Not geboren. Weil die ungebremst wachsenden Städte aus allen Nähten platzen. Weil jeder Quadratmeter (innerstädtischen) Bodens maximale Rendite und Profit verspricht. Den opfert man doch nicht (freiwillig) für »nutzlose« Freiflächen. Blüht uns das bald auch in München, einer der am dichtesten bebauten europäischen Großstädte, die immer weiter »nachverdichtet« wird?

In São Paulo – mit geschätzten 21 Millionen Einwohnern die bevölkerungsreichste Metropole in Südamerika – sorgt man seit Jahrzehnten mit unkonventionellen Methoden für eine Milderung der räumlichen Enge in der Megacity, um den stetig wachsenden Bedarf an Erholung-, Freizeit-, Kultur- oder Sportprogrammen zu erfüllen. Nun präsentiert die Ausstellung des TU-Architekturmuseums in der Pinakothek der Moderne Gebäude und offene Räume in São Paulo, die zu integrativen Orten für die urbane Gesellschaft geworden sind.

Manches verblüfft, manches erschreckt und manches macht beides: die offene Freitreppe mit anschließender Halle etwa, die um 1960 im Mediengebäude (Edifício Gazeta) auf der Avenida Paulista entstand, einer innerstädtischen Hauptschlagader der Stadt. Die riesige Treppe, von der aus man wie auf einer Tribüne auf die Straße schaut, ist aber nicht einfach so vom Gehweg aus zugänglich. Erst mal geht es in den Untergrund, dann biegt man ab und steigt wieder nach oben. Die Dramaturgie stimmt, und so wird die überdachte Treppe, die sich ja innerhalb des Gebäudes befindet, zu einer Art Tribüne. Was an Theater, Zirkus, Trabrennbahn, ans alte Berliner Avus-Rennen – oder den Trachtenumzug am Odeonsplatz – erinnert. Auf der Straße wird halt das ganz normale metropolitane Stadtleben aufgeführt. Dennoch sehr beliebt, weil nicht kommerzielle Nutzungen möglich sind: sitzen, warten, ein Pausenbrot essen.

Enttäuscht wird übrigens, wer in der Schau jene legendären schwingenden Bauten erwartet, für die die brasilianische Architektur ja auch bekannt ist, seit Juscelino Kubitschek 1960 die (von Lucio Costa geplante) Hauptstadt Brasilia mit ihren faszinierenden Architektur-Ikonen von Oscar Niemeyer einweihte. Keine »Bilbao-Effekte« – spektakuläre Gebäude von Stararchitekten als Touristenattraktionen –, sondern sozial nachhaltige Strukturen für die lokale Bevölkerung will man zeigen. Und wie Architektur in einer Stadt mit reichen Ressourcen, aber auch extremer Armut, hoher Kriminalitätsrate und großen Problemen beim Verkehr und im öffentlichen Gesundheitswesen zur Stadtentwicklung beitragen kann.

Lina Bo Bardi aufgeständertes, 1957 gebautes Kunstmuseum MASP etwa ist wichtig für die Zivilgesellschaft: Vom Platz unter dem MASP startet nahezu jede größere Demo der Stadt. Oder das neue SESC 24 de Maio vom Pritzker-Preisträger Paulo Mendes da Rocha und Mmbb Arquitectos: Hier stapeln sich auf 14 Geschossen Freizeitangebote vom Theater im Untergeschoss über Zahnklinik, Disco, Sporthalle, Bibliothek oder Restaurant bis zum Schwimmbad auf dem Dach. Wichtig auch die offene Passage im Erdgeschoss: So schottet sich dieses Gebäude des Serviço Social de Comércio (SESC) nicht ab, sondern erweitert den knappen öffentlichen Raum. Der SESC, Sozialdienst der Handelskammer, finanziert sich übrigens mittels einer Abgabe der im Bundesstaat São Paulo ansässigen Unternehmen und betreibt inzwischen 23 Bauten in der Stadt, 43 im Bundesstaat. Diese Bauten sind alle multiprogrammatisch ausgerichtet, bieten Überdachungen für Märkte, Protestveranstaltungen oder Obdachlose und gleichzeitig Sport-, Bildungs-, Gastronomie- und Kulturangebote. Es sind Häuser, die jenseits ihrer Funktion zu Orten des gesellschaftlichen Miteinanders werden.

Nun sperrt die Stadt sogar ganze Straßen, um mehr Platz für sportliche Betätigung, Picknick, Party, Konzerte, Performances oder informellen Handel zu bieten. Seit 2015 ist am Wochenende die Avenida Paulista für den fließenden Verkehr tabu. Und die auf Stelzen geführte Minhocão-Schnellstraße seit Kurzem jeden Abend. Umstritten ist ihre dauerhafte Umgestaltung zum Park, da die unwirtschaftliche Betonstruktur von Experten auch für die Verwahrlosung des Zentrums verantwortlich gemacht wird.

Alle Projekte werden mit Fotografien aus jüngster Zeit sowie Plänen, Zeichnungen, Modellen, Filmbeiträgen, Interviews und Zahlen facettenreich und informativ dokumentiert und in engen Gitterkojen präsentiert. Die wohl nicht nur zufällig an Fußballkäfige und Grenzzäune erinnern. Freifläche – freilich nach bezahltem Eintritt – gibt's auch in der Pinakothek: Im letzten Raum hat man eine verspielte Sitzskulptur zum Innehalten, Bücherlesen und Nachdenken bereitgestellt. Ein bisschen Brasilien-Swing, in Form eines Niemeyer-Daches im Kleinformat, muss schon sein. ||

ZUGANG FÜR ALLE. SÃO PAULOS SOZIALE INFRASTRUKTUREN

Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne | Barer Str. 40 | bis 8. September | Di bis So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr | Kuratorenführung (englisch) mit Daniel Talesnik: 29. Aug., 18.30 Uhr, 7. Sept., 15 Uhr (gratis, Anmeldung 30 Min. zuvor an der Infotheke) | Der englischsprachige Katalog »Access for all. São Paulo's Architectural Infrastructures« (Park Books, 224 Seiten, 181 farbige und 11 s/w Abb.) kostet 38 Euro | www.architekturmuseum.de, www.pinakothek.de

INITIATIVE MÜNCHNER GALERIEEN ZEITGENÖSSISCHER KUNST

31th OPEN art

Das Kunstwochenende in München am 13./14./15. September 2019. Über 65 Münchner Galerien und Institutionen starten gemeinsam in die neue Ausstellungssaison. Entdecken Sie die Vielfalt zeitgenössischer Kunst!

www.openart.biz

LENBACHHAUS KUNSTHALLE MÜNCHEN

VILLA TVCK

Unser Programm wird gefördert von der Landeshauptstadt München Kulturreferat

ARD®

68. Internationaler Musikwettbewerb der ARD München

2. bis 20. September 2019

Unterstützen Sie die Kandidaten mit Ihrem Applaus und Ihrer Stimme. In jedem Finale wird ein Publikumspreis vergeben.

Klaviertrio
Gesang
Bläserquintett
Trompete
Zahnräder
Viola
Klarinette
Violoncello
Fagott
Horn
Klavierduo
Bläserquartett
Violine
Kontrabass
Cello
Gitarre

Violoncello
Fagott
Klarinette
Schlagzeug

www.ard-musikwettbewerb.de

Linz leuchtet

In der oberösterreichischen Stadt gibt es, drei bequeme Zugstunden von München entfernt, mehr zu entdecken als die köstliche Linzer Torte.



Immer im Blick: Das Ars Electronica Center | © Ars Electronica/Robert Bauernhansl

CHRISTIANE PFAU

Linz überrascht mit einem Kulturprogramm, das nicht einer 200 000-Einwohner-Stadt, sondern einer Metropole würdig ist. Allein das Ars Electronica Center unter der Leitung von Gerfried Stocker verdient mindestens einen halben Tag konzentrierter Aufmerksamkeit. In dem 2009, als Linz den Titel »Kulturhauptstadt Europa« trug, erweiterten Glas-

Beton-Bau direkt an der Donau, innen voller erstaunlicher Holzkonstruktionen, befindet sich das aktuellste Konglomerat von Informationen zum Forschungsstand der Künstlichen Intelligenz. Von 5. bis 9. September findet das Ars Electronica Festival statt, bei dem Künstler wieder beweisen, dass es ohne sie als visionäre Vorreiter einfach keinen Fortschritt

gäbe. Auch Nicht-Nerds erliegen hier der Faszination von technologischen Welten, die keinesfalls so science-fiction-mäßig weggeschoben werden können, wie man es sich vielleicht wünscht. Die Zukunft ist schon da, und wir sind mittendrin. Das ist die Botschaft, die man aus diesem Kunsttechnikzentrum mitnimmt: Sei achtsam gegenüber den Entwicklungen, verschließe dich nicht, weil es eh keinen Sinn hat, und versuche die Balance zu halten zwischen Machbarkeit und Moral.

Wenn man das Glück hat, Stocker selbst für eine Führung zu gewinnen, verlässt man das Gebäude nachhaltig vollgepumpt mit Informationen und zwiegespalten zwischen Angst und Lust. Da hilft nur der Genuss auf einer der vielen Terrassen oder in den Lokalen der umliegenden Kultureinrichtungen. Wein und Küche lassen keine Wünsche offen, weder in traditionellen noch in experimentelleren Restaurants. Die Altstadt ist wunderschön verwinkelt, es geht Gassen hinauf und hinunter, bis man an der Donau im ehemaligen Industriegebiet landet, wo sich eine vitale Sprayerszene angesiedelt hat. Die Wandkünstler kommen inzwischen aus der ganzen Welt und sorgen für urbane Subkultur (auch wenn die Flächen von der Stadt Linz zur Verfügung gestellt werden und die illegale Kunstarchitektur überschaubar ist). Man kann sich auf einem Holzboot durch das Hafenbecken der ehemaligen Stahlwerke schippern lassen und wird von einem der Akteure persönlich in die Hintergründe der Murals eingeführt.

Die freie Kunstszene hat sich auch am Rande der Innenstadt niedergelassen, im Areal der großartigen, perfekt erhaltenen Tabakfabrik – einem neusachlichen Bau von Peter Behrens und Alexander Popp. Hier wird nicht nur gefeiert, sondern hier ist die »Schule des Ungehorsams« vor Jahren eingezogen und präsentiert in Wechselausstellungen Cartoonisten, Karikaturisten und andere Künstler, die es in der durchreglementierten nationalen und internationalen Redaktionslandschaft zunehmend schwer haben. Man kann das Valie-Export-Archiv bewundern, sich mit Künstlerbedarf eindecken oder die Fotogalerie besuchen, oder man verharrt im Treppenhaus der ehemaligen Tabakfabrik und berauscht sich an den originalen Handläufen oder an den Schwingtüren und den Fensterkonstruktionen, die bis heute von exklusiver Handwerkskunst erzählen.

Im Lentos, dem Linzer Kunstmuseum, kann man Künstler wie den Maler Otto Zitko entdecken, dem das Museum noch bis 15. September eine beeindruckende Retrospektive widmet. Und wer einem Kulturwochenende in Linz noch ein Sahnehäubchen verpassen will, geht ins neue Musiktheater: Eröffnet wurde es 2013 nach einem Entwurf des Londoner Architekten Terry Pawson, und gerade Münchner Besucher werden sehn-

süchtig »Ach« und »Wow« denken: Hier stimmen nicht nur die Akustik und die Optik des Interieurs, sondern sogar die Sanitäreinrichtungen sind so großzügig geplant, dass es erst gar nicht zu Pausenstaus kommt.

Zwei Nächte und zwei Tage in Linz wirken wie eine ganze Woche anderswo: Den »Sinnerausbruch« erlebt man noch bis 13. Oktober in der gleichnamigen Ausstellung im OK, dem oberösterreichischen Kulturquartier mitten in der Stadt. Der Besucher gerät auf einem Parcours durch große Installationen, fein gesponnene Projekte und performative Elemente über Wege, Brücken und Treppen, die immer neue Perspektiven über die Stadt hinweg erlauben, selbst in Bewegung. Den Muskelkater im Kopf und in den Beinen nimmt man dafür gern in Kauf. ||

SOMMER IN LINZ

Ars Electronica Center – Museum der Zukunft | www.ars.electronica.art/center/de
Mural Harbor | www.muralharbor.at
Schule des Ungehorsams
www.schuledesungehorsams.at
Lentos Kunstmuseum | www.lentos.at
Musiktheater Linz | www.landestheater-linz.at
OK im OÖ Kulturquartier | www.ok-centrum.at

|| VORMERKEN! ||

19. September bis 13. Oktober

STEIRISCHER HERBST 2019 – GRAND HOTEL ABYSS

Graz und andere Orte | Programm und Tickets: www.steirischerherbst.at

Die Genussregion Steiermark wartet seit 1968 auch mit einem stacheligen Kulturfestival auf. In Graz und anderswo präsentiert der Steirische Herbst ein dichtes Netz aus Performances, Bühnenproduktionen, Installationen und Filmen und vermeidet die Acts des üblichen Festivalzirkus. Unter dem Titel »Grand Hotel Abyss« betrachtet er 2019 den Hedonismus in Zeiten der nahenden Apokalypse und wirft einen Blick auf seine Vorgeschichte, als britische Offiziere ihr Hauptquartier im Palais Attens hatten, in dem sich heute das Festivalbüro befindet. Das Festival erzählt Geschichten über die Wohlfühlpolitik des Nationalsozialismus, die unmögliche Entscheidung zwischen Faschismus und Nationalsozialismus, die Tirol in den Dreißigern aufgezwungen wurde, und über Handelssanktionen für landwirtschaftliche Produkte im heutigen Russland – und spult vor in eine dystopische Zukunft. Es lohnt sich, nicht nur wegen des Essens in die Steiermark zu fahren.

Anzeige

TANNERHOF BRSCHZLL



TANNERHOF

Ihr Versteck in den Bergen

www.tannerhof.de/kultur



Das Volkskundemuseum befindet sich im ehemaligen Ochsenstall der Abtei Oberschönenfeld
© Barbara Magg/MOS

Geschichten aus Schwaben

... aus vergangenen Tagen: Das in der Klosteranlage von Oberschönenfeld beheimatete Volkskundemuseum des Bezirks Schwaben hat den Bayerischen Museumspreis 2019 erhalten.

JOACHIM GOETZ

Nein, das Konventsgebäude von Kloster Oberschönenfeld, in dem derzeit noch 17 (von einst über 70) Zisterzienserinnen wohnen und wirken, können Sie nicht betreten oder besichtigen. Auf einen faszinierenden Einblick ins kontemplative Dasein der Nonnen in der 800 Jahre alten Abtei im Naturpark »Augsburg-Westliche Wälder« muss man aber nicht völlig verzichten. Den bietet das Volkskundemuseum, das vom Bezirk Schwaben auf dem weitläufig-idyllischen klösterlichen Gelände in einem der zahlreichen umgenutzten Nebengebäude betrieben wird und nun dank seiner überzeugenden didaktischen Präsentation den (mit 20 000 Euro dotierten) Bayerischen Museumspreis 2019 erhalten hat. Es zeichnet in einem umfangreichen Kapitel das Leben, Wohnen, Arbeiten, Beten der Nonnen an jenem Ort anschaulich nach, der den Besucher mit seinen drei unterschiedlichen Höfen, mit einer auffällig gut in Schuss gehaltenen barocken Klosterkirche und zahlreichen einladend barockgelb gestrichenen Gebäuden geradezu umgarnet und zu einer sommerlichen Landpartie einlädt.

Der museale Auftakt: Die mit zahllosen Zahnrädern und mechanischen Konstruktionen verblüffende alte Turmuhr. Sie regulierte von 1721 bis 1961 sowohl das sakrale klösterliche als auch das profane Leben der näheren Gegend. Einen praktischen Überblick über die riesige Anlage bietet außerdem ein anschauliches Modell. Eine Drehscheibe macht den Tagesablauf der Nonnen nachvollziehbar. Dann darf man sogar hinein, durch eine Pforte in das stilisierte Kloster: in ein typisches Zimmer – die Zelle einer Nonne –, in einen Kapitelsaal, eine mit zahlreichen kostbaren sakralen Leihgaben der Äbtissin gefüllte Schatzkammer und diverse Arbeitsbereiche. Ein Großbildschirm zeigt sogar den sonst verborgenen Alltag der klösterlichen Gemeinschaft in aktuellen Fotografien.

Über die luftig inszenierte informative Dauerausstellung auf zwei Geschossen sagt Direktorin Beate Spiegel: »Wir erzählen Geschichten aus Schwaben anhand ausgesuchter exemplarischer Objekte und Themen.« Umgesetzt wurde das ambitionierte Konzept, das mit Biografien und Zitaten, mit Hör- und Mitmachstationen den Wandel des Alltagslebens im ländlichen bayerischen Schwaben in den

letzten 200 Jahren lebendig veranschaulicht, vom Augsburger Büro Thöner von Wolfersdorff. Man erfährt von teils breite Mundart sprechenden Personen und ihrem Umgang mit den Dingen, wie sich alles veränderte: Küche, Bad, Stube, Speisekammer, Stall, Hof.

Nichts ist mehr wie vor 100 Jahren: Vorratshaltung, Küchengeräte oder Waschküche. 1957 besaßen 42 Prozent aller bayerischen Haushalte noch keine integrierte Toilette. Schon kurze Zeit später lieferten sich Waschbrett und Miele mit Hilfe von Fewa einen ungleichen Kampf um die Gunst der Waschfrauen. Aus all dem wird eine frische ansprechende Inszenierung: Neuerungen der Nachkriegszeit – Waschmaschine, Schleuder, Staubsauger, Elektroherd, Badewanne, Wasserklosett – präsentieren sich, gut zu unterscheiden von den traditionellen Exponaten, auf orangefarbenen Podesten und Tafeln. Auf Vitrinen wird oft verzichtet. Und die optische Macht der historischen Gemäuer und Konstruktionen wird von der Ausstellungsgestaltung raffiniert eingedämmt: zugunsten der Inhalte. Was richtig gut tut. ||

MUSEUM OBERSCHÖNENFELD

Oberschönenfeld 4 | 86459 Gessertshausen
Di bis So/Fei 10–17 Uhr | Texte der Ausstellung und Gespräche der Hörstationen können in Heften nachgelesen werden | **Sonderausstellung in der Schwäbischen Galerie:** »Nur der Umhüllung nach Soldat« – schwäbische Künstler im Zweiten Weltkrieg«, **bis 15. Sept.**
www.mos.bezirk-schwaben.de

Heimat als Illusion

Daheim ist, wer nicht unterwegs ist. Wie vielfältig und auch zwiespältig das »Zuhausesein« aus Sicht des Klosterlebens ist, erfährt man derzeit in Beuerberg.

KLAUS KALCHSCHMID

Den Heimatbegriff im christlichen Sinn gibt es überhaupt nicht. Zumindest nicht so, wie konservative Parteien ihn sich gern zurechtbiegen, wenn es um den »Heimatschutz« geht: Der Christenmensch ist traditionell heimatlos, lernt man in der aktuellen »Heimat«-Ausstellung im Kloster Beuerberg, und das irdische Leben nur ein Transit zur himmlischen Heimat. Diese lakonische Feststellung am Anfang der Ausstellung rückt die aktuellen politischen Diskussionen zum Thema in ein interessantes Licht. Mit diesem Hintergrund im Kopf wandert man durch die Räume, die einst die klösterliche Gemeinschaft der Salesianerinnen beherbergten – das Kloster als radikalste Erfüllung der neutestamentarischen Forderung nach Heimatlosigkeit und Armut.

»Heimat – Gesucht. Geliebt. Verloren« heißt resignativ die aktuelle Ausstellung des Diözesanmuseums Freising im ehemaligen Kloster Beuerberg nahe Wolfratshausen. Sie hat das Spannungsfeld zwischen der Geborgenheit im irdischen und himmlischen Dasein zum Thema und macht dies an vielfältigen Alltagsgegenständen und zahlreichen schriftlichen wie bildmächtigen Dokumenten deutlich. »Heimat« bedeute, die Umwelt so zu gestalten, »dass sie zum vertrauten Lebensraum wird«, definieren die Ausstellungsmacher anfangs den Begriff, der immer wieder missbraucht wurde und über die Jahrhunderte unterschiedlichste Wertesysteme verkörperte. Schlicht »Ort, an dem man zu Hause ist«, definiert »Wahrigs Deutsches Wörterbuch« in der Ausgabe von 1986 »Heimat«. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war er ein Rechtsbegriff: Wer »Heimatrecht« besaß, wurde bei Krankheit, Not und Armut von der Gemeinde versorgt.

Ähnliche Zwecke verfolgte die Heimatschutz-Bewegung, entstanden Ende des 19. Jahrhunderts, als eine Bürgerinitiative, die sich dem Schutz der Natur, der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt sowie der traditionellen Architektur und Volkskunst verschrieben hatte. Anschaulich gemacht wird dieser Ansatz in der Ausstellung durch fein zisierte Festtagskleidung oder eine alte, reich bemalten Truhe des 1902 gegründeten »Bayerischen Vereins für Volkskunst«. Instrumente und

Noten beleuchten den musikalischen und tänzerischen Aspekt des Begriffs Heimat und leiten über zur Tradition der Ungarn-Deutschen, von denen viele immer noch in Beuerberg angesiedelt sind und in die neue Heimat ihre eigene Kultur mitgebracht haben; zu sehen sind jede Menge Geschirr, Vasen und Kerzenleuchter, aber auch alte Werkzeuge und Waffen. Dass die Sehnsucht nach Heimat immer wieder und vor allem im Nationalsozialismus missbraucht wurde, dokumentiert die Ausstellung ebenfalls plastisch, etwa anhand eines Bierkrugs, auf dessen einer Seite ein riesiges rotes Hakenkreuz und auf der anderen das Konterfei Hitlers prangt.

Wie sehr Religion und Heimat sich wechselseitig bedingen können, wird deutlich an Traditionen wie der Fronleichnamspzession. Kleines, bezeichnendes Detail am Rande: Für den Baldachin aus Seide, der Priester und Monstranz schützte, züchteten die Schwestern extra aufwendig Seidenraupen und ließen den Stoff dann in Florenz weben. Das Kloster sei als Weg zur ewigen Heimat zu verstehen, heißt es auf einer

der Schrifttafeln, und mehrfach kann man in der Ausstellung sehen, wie es den Schwestern gelang, sich das Kloster »heimelig« zu gestalten, mit viel Liebe zu den kleinen Dingen und großer Lust am Backen und Kochen. So hatten die Schwestern, was die Ausstattung der bis heute benutzten Backstube angeht, immer die neuesten Gerätschaften, war doch Essen der einzige sinnliche Genuss, der ihnen erlaubt war.

Die alte Vorratskammer enthält zwar nur noch leere Weckgläser, aber dafür eine reiche Sammlung alter

Schürzen und bemalter Übertöpfe aus dem 19. Jahrhundert. In einem weiteren Raum mit Gewölben sind zahlreiche große Behälter für den köstlichen herb-süßen Löwenzahnlikör zu bewundern, der noch heute im Klosterladen verkauft wird – zusammen mit allerlei anderen Klosterarbeiten wie Geschenkpapier aus sogenannten, nur zwei Quadratmeter großen Schluckbildern, die man – ausgeschnitten – einnahm, um sich vor Krankheiten zu schützen. Ausdrücklich sei ein Besuch des wunderwilden Obst-, Blumen- und Kräutergartens des Klosters angeraten. Erlaubt, ja erwünscht ist es, besondere Erdbeeren, Johannisbeeren und die alte, rotlila Sorte Reineclauden von Strauch und Baum zu probieren. Empfehlenswert ist aber auch die exzellente Klosterküche mit selbst gebackenen Kuchen und köstlichen Gerichten, frisch gekocht mit regionalen Produkten, teilweise aus dem eigenen Garten.

Und dann ist da noch der bunte Theaterprospekt in der ehemaligen Schwesternkapelle, hinter dem die legendäre Schwarz-Weiß-Verfilmung des »Brandner Kaspar« von 1949 mit Paul Hörbiger und Ursula Lingen das entzückende Bild eines bayerischen Himmels entwirft, als Sehnsuchtsort mit lebendigen Putten und Weißwürstchen. An verschiedenen Abenden gibt es hier hochkarätige Kammerkonzerte, die ebenfalls alle das Thema »Heimat« musikalisch umkreisen. ||

HEIMAT – GESUCHT. GELIEBT. VERLOREN

Kloster Beuerberg | Klosterstraße 2,
82547 Eurasburg | **bis 3. November**
Mi bis So/Feiertag 10–18 Uhr
www.klosterbeuerberg.dimu-freising.de



Insignien der Wanderschaft:
Hut und feste Schuhe
© DIMU Beuerberg 2019

Anzeige

40. International Jazzfestival
Saalfelden
2019
Aug 22 – 25

Zipfer BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH CBB SAALFELDEN RAHOFEK viennapaint out of home media SAALFELDEN ERDORE



Thomas Kuchenreuther in seinem Büro, inmitten von Filmen. Vor ihm die Flyer zu seinem »Shakespeare-Programm bei den diesjährigen Filmkunstwochen | © Marie-Luise Kuchenreuther

Quo vadis, Münchner Kinoszene?

Ein Kommentar zum plötzlichen Aus für die »Kinos Münchner Freiheit«.

SIMON HAUCK

»Krass. Ich habe gerade die News in der Tram gelesen: Die Kinos Münchner Freiheit haben Insolvenz angemeldet und machen wahrscheinlich schon im August zu«, schrieb mir ein geschätzter Filmfest-München-Kollege am letzten Festivaltag, als ich selbst in der U-Bahn saß und gerade auf dem Weg zu meiner nächsten Moderation war. Sofort befahl mich ein merkwürdiges Grummeln im Bauch ... Was hatte ich da soeben gelesen? Wie bitte?! Das Münchner Kinomacherurgestein Thomas Kuchenreuther hatte doch während desselben Filmreignisses gerade erst den Kinoprogrammpreis der Landeshauptstadt München verliehen bekommen. Und jetzt das! Wie viele Male bin ich dort drin gesessen und habe Filme gesehen? Wie oft habe ich dort geweint oder gelacht und danach mit Frau Kuchenreuther oder Frau Blümel herzlich über das (Kino-)Leben geplaudert?

Das Rauschen im Medienwald über den nächsten Paukenschlag im langjährigen Kinosiechtum der bayerischen Kapitale ließ nicht auf sich warten: »Kinosterben in München: Jetzt trifft es Schwabing« hieß es in der »Abendzeitung«, ehe Dunja Bialas mit den Zeilen »Das ist kein Kinosterben mehr. Das ist Kinovernichtung« (Quelle: www.artechock.de) kurz darauf die ebenso grimmige wie angsterfüllte Stimmung unter Münchner Kinomachern und Cineasten in düsterem Ton zusammenfasste. Kinodesperado Klaus Lemke, seit Jahrzehnten Stammgast in den Kuchenreuther-Kinos, überreichte der Theaterleiterin Margit Blümel nach der letzten Vorführung seines neuesten Films sogar noch einen Blumenstrauß, während draußen im Foyer immer noch einige Filmfestgäste intensiv über diesen nächsten Schwanengesang innerhalb der hiesigen Kinoszene diskutierten.

Was ist nur los in der selbst ernannten Filmstadt? Warum mussten in der bayerischen Landeshauptstadt in den vergangenen fünfzehn Jahren reihenweise Lichtspieltheater vor dem

Renditewahnsinn oder der nächsten Gentrifizierungswelle kapitulieren? Was bleibt, sind lediglich Namen und zahlreiche Erinnerungen an damit verbundene (Film-)Erlebnisse: »Solaris« in der Lupe 2, ein neuer Rosenmüller im Filmcasino, ein anregender Arthouse-Film im Eldorado oder unzählige Pressevorführungen in den jüngst geschlossenen Gabriel-Kinos.

Die Münchner Kinolandschaft wird weiter systematisch dezimiert: Dagegen hilft kein durchaus kinoaffiner Oberbürgermeister Dieter Reiter, kein überwiegend engagiertes Kulturreferat, aber eben erst recht auch keine schildbürgerhafte Lokalbaukommission, die für die Kinos Münchner Freiheit kurzerhand eine neue Nutzungsordnung zuließ, die zusammen mit der Sturheit und Raffgier der Sedlmayr Immobilien und Grund AG de facto sogleich den Tod für alle vier Säle des Schwabinger Kultkinos einläuteten.

Natürlich werde er das legendäre ABC Kino (Claude Chabrol: »Wer das Kino liebt, muss mit dem ABC beginnen«) in der Herzogstraße sowie die wirtschaftlich soliden Leopold Kinos »unbedingt weiterführen«, erklärt mir Thomas Kuchenreuther wenige Tage nach dem Filmfest am Telefon. »Es geht weiter! Nur irgendwie anders. Das ist die Botschaft«, betont der 75-jährige Geschäftsführer. Im Ärger wolle er momentan keineswegs zurückschauen. Und meinen langen Fragenkatalog zum aktuellen Aus sowie diverse Auf- und Umbrüche in der Münchner Kinoszene oder seine langjährige Praxis im Kinometier und dessen Zukunft lässt er ebenfalls bewusst unbeantwortet, »weil sich alles, was ich dazu sagen könnte, eigentlich nur in zwei Filmen ausdrücken lässt: Zum einen in Robert Altmans »Last Radio Show« und zum anderen in »Chacun son cinéma«. Im letztgenannten, 2007 entstandenen Omnibusfilm mehrerer Kultregisseure zum 60. Geburtstag der Filmfestspiele von Cannes hat es Thomas Kuchenreuther die kurze Episode von David Cronenberg (»At the suicide of the last jew of the world in

the last cinema in the world«) besonders angetan. Kein Wunder, spiegelt sie doch in gewisser Weise seinen aktuellen Seelenzustand als Cannes-Enthusiast und leidenschaftlicher Kinomacher seit 1965 in geradezu surrealer Weise wider: Ein Cineast und Filmemacher – David Cronenberg höchstselbst – sitzt vor einer fest installierten Kamera, studiert Munitionsmaterial und hält sich eine Pistole zuerst hinter das rechte Ohr, ehe er die geladene Waffe auf sein linkes Auge richtet und sie schließlich mit Verzweiflung im Ausdruck gen Mund führt ... Ton aus ... Schwarzblende ... Ganz so martialisch wird es nun im realen Leben Thomas Kuchenreuthers hoffentlich keineswegs werden, aber das, was David Cronenberg 2007 im Rahmen der Pressekonferenz zu diesem Kompilationsfilmprojekt sagte, hatte auch der prämierte Vollblutcineast schon öfters auf den Lippen: »Die Form des Kinos, wie wir es kennen, gehört der Vergangenheit an.«

Nach dem Motto »Die Kinos Münchner Freiheit sind tot – es lebe das Kino!« tritt der Schwabinger Kunstpreisträger jetzt mit seiner wunderbar kuratierten »Shakespeare im Kino«-Reihe die Flucht nach vorne an. Während der 67. Filmkunstwochen werden erlesene Shakespeare-Adaptionen (darunter Kurosawas »Ran« oder Welles' »Othello«) sowohl im ABC Kino wie in den Leopold Kino gezeigt, was – Ironie der (derzeitigen Münchner Kino-)Geschichte – sehr gut zu Thomas Kuchenreuthers Gemütslage passt, die zwischen verzweifeltem »King Lear«-Weltabgewandtheit und reichlich schwarzem Humor wie in Lubitschs »Sein oder Nichtsein« hin- und herpendelt. Oder um mit einem Filmtitel Aki Kaurismäkis zu enden: »Hamlet Goes Business«, der ebenfalls zu sehen ist. Sprich: Thomas Kuchenreuther macht (einfach) weiter. Der Tor im Manne für die Liebe zu den bewegten Bildern ist Gott sei Dank immer noch größer als jede finanzielle Hiobsbotschaft. Nur hingehen sollte man dann auch, liebe MünchnerInnen! Bevor der nächste Aufschrei kommt. ||



Still aus: »Cocktail für eine Leiche« | © Universal Pictures International

Neue Themen, altbewährte Events und die Ehrung einer langjährigen Begleiterin. Für das Fünf Seen Filmfestival lohnt es sich wieder, die Stadt zu verlassen.

MATTHIAS PFEIFFER

Das Wahnsinnshotel in Kubricks »Shining«, die Mordwohnung in Hitchcocks »Cocktail für eine Leiche«, die futuristischen Bürokratiefestungen in Tatis »Play Time«: Wunderbare Beispiele für die Macht des Raumes in der Filmgeschichte, bei denen die Umwelt selbst zum Protagonisten wird. Das Fünf Seen Filmfestival bietet mit seinem diesjährigen Schwerpunkt »Raum« einige cineastische Innenansichten.

Dabei sind für Festivalleiter Matthias Helwig nicht nur psychologische und ästhetische Fragen wichtig. »Wie gestalten wir den Raum um uns aus? Wie viel Raum brauchen wir? (...) Wie ist der politische Raum für uns definiert, von der Gemeinde aus zur Stadt, zum Land, zum Kontinent?« Dazu gibt es zahlreiche öffentliche Diskussionen mit namhaften Besuchern wie

Dschungelfieber

Francis Ford Coppolas Vietnamkriegs-Meisterstück »Apocalypse Now« liegt in einer neuen, technisch überzeugenden Final-Cut-Fassung vor.

SIMON HAUCK

»In truth it was a noble war« behauptete der frühere US-Präsident Ronald Reagan allen Ernstes noch Mitte der 1980er Jahre einer verdutzten Weltöffentlichkeit gegenüber. Dass jenes grausam-verrückte »Abenteuer in Vietnam« (Henry Kissinger) mit fast 60 000 toten und 300 000 verwundeten GIs sowie einer Million getöteter südvietnamesischer Soldaten und mindestens zwei Millionen toter Zivilisten in Wahrheit alles andere als eine Sternstunde der US-Geschichte markierte, zeigte Francis Ford Coppola in »Apocalypse Now« zum ersten Mal auf der Kinoleinwand – und schuf damit selbst einen kulturellen Monolithen in der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts. Sein mythenumrankter und mit der Goldenen Palme in Cannes prämiertes Vietnamfuror von 1979 liegt inzwischen in drei Versionen vor, wobei dessen jüngste Fassung (»Apocalypse Now – Final Cut«) gerade in puncto Ton- und Sounddesign in Dolby Atmos und 300 000 digital gereinigten Filmstills aus der originalen Analogkopie besonders hervorsteht. Bis zu zehnmals dunklere Schwarztöne sowie eine mit 183 Minuten kürzere Version als die dramaturgisch missratene »Redux«-Version von 2001 lassen Coppolas Geniestreich zum 40. Jubiläum in neuem Glanz erstrahlen. Dass dabei die vom Regisseur hochgelobte, prinzipiell überlange Abendessenszene mit französischen Kolonialisten in der »Final Cut«-Version weiterhin nicht der Schere zum Opfer fiel: Sei's drum. Dafür entschädigen in der nun vorliegenden Premium-Heimkinoedition stundenlange Extras, Interviews sowie ein exzellenter Audiokommentar des inzwischen 80-jährigen Regisseurs, den jenes Filmabenteuer vor 40 Jahren selbst in den Wahnsinn trieb: »Wir hatten zu viel Ausrüstung, zu viel Geld. Nach und nach wurden wir alle verrückt«, wie es Coppolas Ehefrau Eleanor in dem ebenfalls beigefügten Dokumentarfilm »Hearts of Darkness« auf den Punkt bringt. Film und Furor: Selten lagen sie näher beieinander als in diesem Sonderfall der Kinogeschichte, der zeitlos berauscht. »Das Grauen, das Grauen« kann losgehen. ||

APOCALYPSE NOW – FINAL CUT

USA 1979/2019 | Regie: Francis Ford Coppola | Mit: Martin Sheen, Marlon Brando u. a. | 187 Minuten | Erscheint in verschiedenen Editionen als Blu-Ray und 4K UHD Blu-Ray

Große Frauen und tiefe Räume



Ehrgast Caroline Link | © Mathias Bothor



Festivalleiter Matthias Helwig | © Jan Roeder

Tom Tykwer, Uli Hanisch und dem Ehrgast Caroline Link. »Ich bewundere Caroline Links Arbeit nicht seit dem Oscargewinn, sondern schon von ihren ersten Anfängen nach der Zeit an der Hochschule für Fernsehen und Film, die wir beide besucht haben«, so Helwig. Im Programm des FSFF sind ihre Filme »Nirgendwo in Afrika«, »Pünktchen und Anton«, sowie die Hape-Kerkeling-Verfilmung »Der Junge muss an die frische Luft« zu sehen.

Helwig nutzt auch die Doppeldeutigkeit des Wortes »Raum«, um über ein ganz reales Thema zu sprechen. Bei der Diskussionsrunde »Ist das Kino noch der Raum für die Zukunft des Sehens?« spricht bereits der Titel Bände. Nach dem DOK.fest und dem Filmfest München ist die Frage nach dem zukünftigen Kinoerlebnis also auch im Fünfseenland angekommen. Schließlich musste Helwigs Breitwand-Kino in Herrsching im April des letzten Jahres schließen.

Die Konflikte unserer Welt stehen wieder beim »Horizonte«-Filmpreis im Mittelpunkt. Mirjam Leuzes Dokumentarfilm »The Whale and the Raven« befasst sich mit der Zerstörung der Umwelt und dem Kampf dagegen. »Und der Zukunft zugewandt« (R: Bernd Böhlich) und »Zwischen uns die Mauer« (R: Norbert Lechner) werfen einen Blick zurück auf die Teilung Deutschlands. Laut Helwig soll aber die gesellschaftliche Stellung der Frau ein besonderer Schwerpunkt sein. Als Beispiel dafür steht der russische Film »Lara, Irina ... oder Gott existiert: Ihr Name ist Petrunya« von Teona Strugar Mitevska. Hier

geht es um eine junge Frau, die ihre aufgezogene Rolle sathat und sich öffentlichkeitswirksam emanzipiert – bei einem christlich-orthodoxen Ritual ihres Heimatdorfes.

Mit Hannelore Elsner verstarb im letzten Jahr eine Freundin des Festivals. Ihr zu Ehren wird zum ersten Mal ein Preis für bedeutende Schauspielkunst in Höhe von 5000 Euro verliehen. Für Helwig eine Selbstverständlichkeit. Erste Preisträgerin ist Barbara Auer, sicher am meisten bekannt durch ihre zahlreichen Rollen in Fernsehkrimis wie »Polizeiruf 110« und »Nachtschicht«. Auf der Leinwand debütierte sie 1983 in Alexander Kluges »Die Macht der Gefühle«, später spielte sie auch unter Christian Petzold (u. a. »Transit« und »Die innere Sicherheit«), Christine Repond (»Vakuum«) und Margarethe von Trotta (»Ich bin die Andere«).

Eine Neuerung gibt es auch bezüglich der beliebten Dampferfahrt. Das Open-Air-Kino auf dem Wasser soll einen neuen Stellenwert bekommen. »Wir wollen dieses Event noch mehr aufwerten, indem wir es an das Ende des Festivals rücken und die Verleihung der Hauptpreise dort vornehmen. Dadurch wird eine oft sich etwas ziehende Abschlussfeier zu einem wirklichen Höhepunkt des Festivals«, so Matthias Helwig. Der Raum für die Zukunft des Sehens ist ein Dampfer vielleicht nicht, aber ein schönes gegenwärtiges Erlebnis allemal. ||

FÜNF SEEN FILMFESTIVAL 2019

An verschiedenen Spielorten im Fünfseenland | 4. bis 12. September | Programm: www.fsff.de



Anzeigen

Wo altes und neues Hollywood sich treffen

Quentin Tarantino macht sich in »Once Upon a Time in Hollywood« daran, die Stimmung einer ganz besonderen Epoche der Traumfabrik einzufangen.

SOFIA GLASL

Los Angeles Ende der Sechzigerjahre, das war eine beinahe mythische Überschneidung von Zeit und Ort, ein vor Spannung und Aufbruchsstimmung vibrierender Organismus. Die Goldene Ära von Hollywood als funkelnnde Möglichkeitsmaschine schwebte noch wie ein guter Geist über der Stadt, zugleich war bereits eine gewisse Endzeitstimmung in die Risse der bröckelnden Traumfabrik gekrochen. Die großen Studios funktionierten nicht mehr von selbst, die einst vorderste Riege der Stars war alt geworden und wurde ins Fernsehen abgeschoben. Genau in diesem Umbruch hat Quentin Tarantino seinen neunten Film »Once Upon a Time in Hollywood« angesiedelt, im Jahr 1969. Woodstock und die Manson-Morde bestimmten den Sommer, der Vietnamkrieg war fast verloren. Mit »Easy Rider« und »The Wild Bunch« kamen zwei der

wichtigsten Filme des noch jungen New Hollywood ins Kino, ein Jahr zuvor der titelgebende Italowestern »Once Upon A Time in The West« von Sergio Leone.

Für den selbst erklärten Filmfanatiker Tarantino ist das natürlich die perfekte Spielwiese, um seiner Lust am Zitat und der Hommage zu fröhnen. Mehr als sonst geht es um das Gefühl und den Vibe einer Ära, weniger um das Neugestalten eines Genres. Das liegt auch daran, dass »Once Upon A Time in Hollywood« nicht nur die für Tarantino gewohnte popkulturelle Pastiche ist, sondern sein erster Film über den Rausch des Filmemachens selbst. Dabei verschwimmen reale Orte, Ereignisse, Personen und Filme mit fiktiven Elementen. Der ganze Film flirrt nahezu vor Radiowerbung, Fernsehspots, Kinovor-schauen und Neonröhren. Tarantino arbeitet hier mit historischen Versatzstücken, wie es der klassische Western vorgemacht hat: Personen und Orte sind variable Puzzlestücke, die nach Belieben in eine fiktionale Handlung eingebettet, umgeschrieben, umgedeutet werden können. Starkult und Klatschblätter rücken neben politisches Geschehen.

So setzt Tarantino den fiktiven Western-Altstar Rick Dalton in ein Anwesen am berühmten-berühmten Cielo Drive im Stadtteil Beverly Crest – er ist direkter Nachbar von



Brad Pitt als Stuntman in Quentin Tarantinos neuem Kinofilm »Once Upon a Time in Hollywood« 2019 Sony Pictures Entertainment

Roman Polanski und Sharon Tate, die später Ziel der Manson Familie werden soll. Old Hollywood Tür an Tür mit New Hollywood, und Rick Dalton ist begeistert davon, dass er neben dem Regisseur von »Rosemary's Baby« wohnt. So sehr Tarantino den Vibe der Zeit einfängt, so mäandern ist die Handlung von »Once Upon A Time«. Der abgehalfterte Rick hängt mit seinem Stuntdouble und besten Kumpel Cliff Booth ab und hadert bei Margaritas divenhaft mit seiner Zukunft. Leonardo DiCaprio und Brad Pitt spielen diese Bromance mit viel Selbstronie und dem lockeren Flow, der dieser Zeit anhaftet. Immer wieder

kreuzen sie die Wege der Manson Familie und verweben Realität und Fiktion miteinander, etwa wenn Cliff wie ein Outlaw auf die Spahn Ranch einfährt und misstrauisch beäugt wird, jene stillgelegte Filmkulisse, in der sich Charles Manson tatsächlich eingemietet hatte. Im sich windenden Verlauf des Films rückt die Bedrohung näher, in Richtung Cielo Drive. ||

ONCE UPON A TIME IN HOLLYWOOD

USA 2019 | Regie: Quentin Tarantino | Mit: Leonardo DiCaprio, Brad Pitt, Margot Robbie
160 Minuten | **Kinostart: 15. August**

Anzeigen

SENSEFACTORY

You have never experienced

SENSEFACTORY ist eine spektakuläre und großformatige performative Installation, die Architektur, Sound, Geruch, Licht und KI-Technologie zu einem umfassenden multi-sensorischen Erlebnis vereint

Ein Werk von: ERIK ADIGARD, SOFIAN AUDRY, FM EINHEIT, DIETMAR LUPFER, CHRIS SALTER, ALEX SCHWEDER

04 – 08.9.2019
MUFFATHALLE, MÜNCHEN

Mi 4.9. – Fr. 6.9.2019 20 – 23 Uhr
Sa. 7.9.2019 15 – 23 Uhr | So. 8.9.2019 11 – 18 Uhr
Eintritt frei

www.SENSEFACTORY.org

Gefördert im Fonds Bauhaus heute der

H A U S DER KUNST

Courtesy the artist, Galerie Jocelyne Wolff, Paris
and Meyer Krieger Berlin, Karlsruhe
Photo: François Douay

Miriam
C a h n

Ich als Mensch
– 27.10.19

S T R E T C H Y O U R V I E W

»Ain't Got No Home, Ain't Got No Love«

In dem überwältigenden Spielfilm-Erstling »Systemsprenger« von Nora Fingscheidt geht es um ein wildes neunjähriges Mädchen, das gleich mehrere Dutzend Schreie nach Liebe absetzt.

THOMAS LASSONCZYK

Es gibt Filme, die faszinieren und fesseln, sie lassen einen verstört, verunsichert, rätselnd zurück, auch lange, nachdem das letzte Bild auf der großen Leinwand zu sehen war. So ein Film ist »Systemsprenger«. Während der Abspann noch läuft, lauscht man andächtig Nina Simones »Ain't Got No«. In dem Song, der aus dem Musical »Hair« stammt, erfährt man unter anderem, dass jemand keine Schuhe und kein Hemd besitzt, aber auch keine Heimat, keine Liebe und kein Vertrauen in sich selbst hat. Ein Lied, das wie die Faust aufs Auge zu dem Erstlingswerk von Nora Fingscheidt passt. Fünf Jahre hat sie für diesen Film recherchiert, und die wahnwitzige Authentizität, die in jeder Sequenz, jedem Bild, jeder Geste zu sehen ist, schreit einen im wahrsten Wortsinn förmlich an. »Systemsprenger« handelt von einem Menschen, genauer gesagt, von einem Mädchen,

das kurz vor seinem zehnten Geburtstag steht. Benni macht überall Trouble, sie flucht und schimpft, sie schreit und brüllt, sie schlägt und zerstört. Deshalb will sie keine soziale Einrichtung mehr aufnehmen, selbst ausgewiesene Spezialisten lehnen ab, und für eine geschlossene Anstalt als hilflos-finale Alternative ist sie noch zu jung. Dabei will der kleine »Systemsprenger«, wie man so jemanden wie Benni tatsächlich im Fachjargon nennt, nur ein bisschen Liebe und endlich heim zu Mama. Doch weil die hoffnungslos mit ihrer Tochter überfordert ist und regelrecht Angst vor dem unberechenbaren Kind hat, muss ein Spezialprogramm her: Micha, eigentlich ihr Schulbegleiter, verbringt mit Benni eine Woche im Wald, ohne Strom, ohne Wasser, ohne Internet. Das klappt. Benni wird ruhiger, genießt die Natur und findet in Micha, der (meistens) weiß, wie man sie anpacken muss, einen echten Freund. Aber der Weg zurück in den Alltag ist mehr als hart und steinig. Er ist für Benni nicht zu bewältigen, zumal sie Micha, der endlich die zutiefst erhoffte Bezugsperson sein könnte, wieder zu verlieren droht. »Systemsprenger« ist mehr als bloß ein Sozialdrama, mehr als nur ein filmisches Kunstwerk, es ist etwas, für das man erst neue Worte erfinden muss. Nora Fingscheidt gewährt nicht nur einen tiefen Einblick in die verwundete Seele eines gehetzten, einsamen Menschen, sie tut es auch mit ein-



Das Mädchen Benni (Helena Zengel) macht Ärger | © Port au Prince Pictures

drucksvollen Mitteln. Mal rast die zügellose Kamera im Dokustil der Protagonistin hinterher, um dann wieder innezuhalten, reglos auf Bennis Antlitz zu ruhen, um herauszubekommen, was für ein Mensch sich hinter der wilden blonden Mähne und den stahlblauen Augen verbergen könnte. Getragen wird der Film von sensationellen schauspielerischen Leistungen, wobei zwar die erst elfjährige Helena Zengel und Albrecht Schuch (als Micha) auch dank ihrer exponierten Rollen herausragen, die aber von einem exquisiten Darstellerensemble um Charakter-Aktrice Gabriela Maria Schmeide tatkräftig unterstützt werden. »Systemsprenger«, der 120 Minuten lang in Atem hält, bis an die Schmerzgrenze mitteilen lässt, aber auch

trotz der Düsternis des Themas immer wieder helle Freude bereitet, hat einen veritablen Triumphzug durch die internationale Festival-szene hingelegt und wurde unter anderem mit dem Silbernen Berlinale-Bären ausgezeichnet. Jetzt kommt der Film in die Kinos, und sollte dort nun das bekommen, was er uneingeschränkt am meisten verdient hat: ein großes Publikum. ||

SYSTEMSPRENGER

Deutschland 2019 | Regie: Nora Fingscheidt
Mit: Helena Zengel, Albrecht Schuch, Gabriela Maria Schmeide u. v. a. | 120 Minuten
Kinostart: 19. September

Mutters Kontrollverlust

Angela Schanelec bringt mit »Ich war zuhause, aber ...« ein groß- und fremdartiges Psychogramm auf die Leinwand.

MATTHIAS PFEIFFER

Ein Hund frisst einen Hasen, daneben schaut ein Esel aus dem Fenster. Schon der Prolog in Angela Schanelecs »Ich war zuhause, aber ...« ist ein Rätsel. Und bei Weitem nicht das einzige. Der 13-jährige Phillip (Jakob Lassalle) war

eine Woche lang spurlos verschwunden. Bei seiner Rückkehr ist er unversehrt, mit Ausnahme einer Fußverletzung und einer verdrehten Jacke. So geht auch der Alltag für seine Mutter Astrid (Maren Eggert) weiter. Sie macht ihren Job im Berliner Kunstbetrieb, kauft ein Fahrrad, das am nächsten Tag schon kaputt ist und kümmert sich um ihre Kinder. Doch das Verschwinden ihres Sohnes hat Spuren hinterlassen.

Angela Schanelec erzählt »Ich war zuhause, aber ...« in ihren minimalistischen Berliner-Schule-Bildern. Der Zuschauer beobachtet die Figuren mehr, als dass er sich in sie hinein-

fühlt. Und trotzdem ist der Film keine naturalistische Studie. Das lethargische Auftreten der Schauspieler gibt dem Geschehen eine absurde, ja sogar humorvolle Note. Die Erwachsenen leihen ihren Text herunter wie Phillips Klasse bei den Proben zu ihrer »Hamlet«-Aufführung.

Die Stimmung schlägt um, als Phillips Wunde sich entzündet und er mit einer Blutvergiftung ins Krankenhaus kommt. Astrid verliert die Kontrolle. Bei einer Theaterdiskussion ist sie einem Nervenzusammenbruch nahe. Bei Verfehlungen ihrer Kinder wird sie zur reißenden Furie. Auf einmal bricht eine Realität in den Film, die bisher versteckt blieb.

Das Heranreifen Phillips ist eine Zerreißprobe für Astrid. »Mein ganzes Leben liegt in seinen Händen« sagt sie in einer Szene. Ansonsten wird wenig konkret benannt. Über-

forderung, Verlustangst, Entfremdung – diese Motive ziehen am Auge des Betrachters vorbei, lassen sich aber nie ganz greifen. Auch der Tod von Phillips Vater ist mehr eine Randbemerkung, nimmt bei genauerem Hinsehen aber doch größeren Raum ein. Je mehr sich von Schanelecs Meisterstück erschließt, desto mehr will man sich in ihm verlieren. Zusammen mit der hypnotischen Bildsprache und den hervorragenden Schauspielern wird dieses Rätsel zu ganz großer Filmkunst. ||

ICH WAR ZUHAUSE, ABER ...

Deutschland, Serbien 2019 | Regie: Angela Schanelec | Mit: Maren Eggert, Jakob Lassalle, Clara Moeller u. a. | 105 Minuten | **Kinostart: 15. August**

Aus dem Spionagehandbuch

Regisseur Yuval Adler inszeniert mit »Die Agentin« einen äußerst stereotypen Geheimdienstthriller.

SOFIA GLASL

Geheimnisse sind das Kerngeschäft der Spionage. Wenn alles gut geht, fliegt der oder die Agentin nicht auf und kann die gewünschten Informationen an den Nachrichtendienst liefern. Auftrag erfüllt, ohne großes Aufheben, ohne Spuren.

Der israelische Regisseur Yuval Adler baut seinen Film »Die Agentin«, der auf dem 2013 erschienenen Roman »The English Teacher« des ehemaligen Mossad-Agenten Yiftach Reicher Atir basiert, auf genau diesem Grundprinzip auf. In gewisser Weise verhält sich dieses gegenläufig zum klassischen Genre des Spionagethrillers: weniger Action, mehr lebensnahes Alltagsgeschäft. Das lässt sich spannend an, denn der Film beginnt damit, dass die vom Mossad angeworbene Kanadierin Rachel, gespielt von Diane Kruger, nach einem Jahr wieder auftaucht und ihren Kontaktmann Tho-

mas (Martin Freeman) anruft. Daraufhin wird in Rückblenden der Fall rekapituliert, der zu ihrem Verschwinden führte. Als Sprachlehrerin getarnt, sollte sie in Teheran einen Geschäftsmann dazu bringen, heimlich vom Mossad manipulierte Bauteile für Atomwaffen ins Land zu schmuggeln. Der Fall ist ihr erster und so begleitet Adler die Agentin auf ihrem Weg in die Tarnidentität: eine alleinstehende Frau aus dem Westen, die sich in Teheran unsichtbar machen soll, um das Geschäft des Elektronikhändlers Farhad zu infiltrieren. Diane Kruger schafft es, ihre Figur erstaunlich lange uneindeutig zu halten. Fahrig und schreckhaft ist diese Rachel, aber auch strukturiert und gewissenhaft. Als sie eine Affäre mit Farhad eingeht, ist nicht klar, ob sie wahre Gefühle für ihn hegt oder berechnend alle Schachzüge plant, um ihre Mission zu erfüllen.

Allerdings unterbricht Adler diese Charakterstudie leider immer wieder: Er erzählt Rachels Entwicklung zur Agentin in Zeitsprüngen, wohl um einen Spannungsbogen in den von operativer und organisatorischer Routine geprägten und sich somit sehr langsam entwickelnden Plot zu bringen. Er kann sich scheinbar nicht von der Dramaturgie des



Martin Freeman und Diane Kruger in »Die Agentin« | © Kolja+Brandt

klassischen, actiongeladenen Spionagethrillers lösen, hat jedoch nicht genug Material, um diese auszufüllen und geschürte Erwartungen zu bedienen. Das zu Beginn angeteaserte Psychodrama der jungen Agentin, dieses Hin und Her aus Anspannung und Abwarten, die sich immer wieder neu ausrichtenden Loyalitäten und die Absurdität der höchst artifiziellen Tarnpersona, die in Normalität und Langeweile versinkt – all dies verschwindet

hinter der stereotypen Dramaturgie, die jede Tiefe der Hauptfigur unterbindet und, immerhin gemäß dem Spionagehandbuch, ebenfalls keinerlei Spuren hinterlässt. ||

DIE AGENTIN

Deutschland, Frankreich, Israel | Regie: Yuval Adler | Mit: Diane Kruger, Martin Freeman, Cas Anvar | 116 Minuten | **Kinostart 29. August**

Rosen- Krieg 2.0

In seiner bitterbösen Scheidungskomödie »Und wer nimmt den Hund?« treibt Rainer Kaufmann die trennungswilligen Ulrich Tukur und Martina Gedeck zu Höchstleistungen.

THOMAS LASSONCZYK

25 Jahre nach der »kleinen« ZDF-Produktion »Stadtgespräch«, die dank des großen Erfolgs auf dem Filmfest München in der Folge zum Kino-Blockbuster avancierte, macht Rainer Kaufmann immer noch Filme. Und nach dem Beziehungsspaß von damals folgt nun mit »Und wer nimmt den Hund?« eine bitterböse Scheidungskomödie mit pointierten Dialogen, kluger Kameraarbeit und zwei versierten Hauptdarstellern. Diese sprechen wie bei einer Dokumentation zunächst frontal in die Kamera und erklären dem Betrachter detailliert, warum ihre Beziehung gerade vor dem Aus steht. In der Folge erfahren wir mehr über das Leben von Georg (Ulrich Tukur) und Doris (Martina Gedeck). Die beiden haben zusammen zwei Kinder großgezogen, sich aber im Verlauf von mehr als 25 Ehejahren letztlich auseinandergeliebt. Jetzt hat Georg mit seiner sehr viel jüngeren Doktorandin



Martina Gedeck und Ulrich Tukur in »Und wer nimmt den Hund?« | © Boris Laewen/Majestic

Laura (Lucie Heinze) eine Affäre begonnen und damit das Ende der Partnerschaft mit Doris wohl endgültig besiegelt. Um das Ganze »vernünftig« beenden zu können, lassen sie sich auf eine sogenannte Trennungstherapie ein, nicht ahnend, dass sie dadurch eine wahre Lawine geballter Emotionen losretzen. »Und wer nimmt den Hund?« ist ein Paradebeispiel deutscher Schauspielkunst. Ulrich Tukur (Deutscher Filmpreis für »John Rabe«) und Martina Gedeck (Deutscher Filmpreis für »Das Leben ist eine Baustelle«) stacheln sich gegenseitig zu Höchstleistungen an, wenn es darum geht, die Psyche des anderen offenzulegen. Dabei nutzen sie die ganze Bandbreite ihres Talents, das vom nuancierten Mienenspiel über geschliffen scharfe Oneliner bis hin

zum Einsatz der gesamten Physis reicht. Einen Großteil seines Humors bezieht »Und wer nimmt den Hund?« aus seinen Dialogsequenzen, wenn sie etwa zu ihm sagt: »Ich

will eine Firma gründen.« Darauf er: »Ein Bauunternehmen für Luftschlösser?« Aber Kaufmann verlässt sich nicht nur auf die im Skript verankerten virtuosen Texte, er sorgt auch auf körperlicher Ebene für Action, die wiederum etwas sehr Komödiantisches besitzt. Das äußert sich, wenn Gedeck ihren Wagen vor lauter Trennungsfrost gefühlte 20, 30 Mal gegen das geschlossene Garagentor rammt oder der eifersüchtige Tukur alle vier Reifen am Luxuskarren ihres neuen Lovers zerstört. Da fühlt man sich zuweilen an den bis heute unerreichten Hollywood-Klassiker »Der Rosenkrieg« (1989) mit Michael Douglas und Kathleen Turner erinnert. Und wenn die beiden Streitenden dann in der Therapie mit weißen bzw. schwarzen Bällen bewerten sollen, was alles in ihrer Ehe gut bzw. nicht gut gelaufen ist, dann möchte man als Betrachter am liebsten dieses System gleich für den Film anwenden und möglichst viele weiße Kugeln in das Glas legen. ||

UND WER NIMMT DEN HUND?

Deutschland 2019 | Regie: Rainer Kaufmann
Mit: Ulrich Tukur, Martina Gedeck, Lucie Heinze
u. v. a. | 93 Minuten | **Kinostart: 8. August**



Oleg Ivenko in »Nurejew – The White Crow« | © Alamode Film

L'art pour l'art

»Nurejew – The White Crow«, der beim Münchner Filmfest Premiere hatte, versucht, große Kunst zu sein, kommt aber über Konventionen und Klischees nicht weit hinaus.

ANDREAS RENTZ

In einer Schlüsselszene des Films erklärt der Tanzlehrer Alexander Puschkin, subtil gespielt von Ralph Fiennes, der zugleich auch Regie führt, seinem Ballettschüler Rudolf Nurejew: Beim Tanzen ginge es nicht nur selbstzweckhaft ums Tanzen, sondern um Aussage und Inhalt. Gleiches beansprucht Fiennes auch für seinen Film: Er ist mehr als nur Bilder, die einen außergewöhnlichen Balletttänzer darstellen. Er will eine Aussage transportieren. Nur welche?

Der Film begleitet Nurejew im Jahr 1961 auf einem Gastspiel des Leningrader Kirov-Balletts nach Paris. Dort kapselt er sich zusehends von seinen russischen Kolleg*innen ab und verbringt seine Zeit mit neuen Bekanntschaften wie dem französischen Balletttänzer Pierre Lacotte oder der jungen Chilenin Clara Saint. Gemeinsam mit ihnen besichtigt er die schönsten Ecken der französischen Hauptstadt: ihre Museen und schicken Restaurants, aber auch ihre Jazzclubs und avantgardistischen Tanzbars. In Rückblenden wird seine triste Lebensgeschichte in der Sowjetunion beleuchtet: Seine Geburt in einem Zug, seine Kindheit in der sibirischen Kälte ohne Vater und seine Ausbildung zum Balletttänzer unter strengen Lehrern, von denen er sich in seiner

Bewegungsfreiheit eingeschränkt fühlt. Diese Vergangenheit verfolgt ihn wortwörtlich auch in Paris: Wo immer er sich mit seinen neuen Freund*innen zu vergnügen versucht, liegen KGB-Agenten auf der Lauer. Schließlich beantragt er in Paris politisches Asyl.

Die zentrale Aussage des Films ist leicht verständlich. Geradezu holzschnittartig werden filmische Topoi aus der Zeit des Kalten Kriegs bemüht, um einen Kontrast zwischen westlicher Freiheit und sowjetischem Zwang zu konstruieren. Das fängt schon mit der Charakterzeichnung an: Russische Sympathieträger*innen sucht man vergebens – streng genommen ist nicht einmal die Hauptfigur zu ihnen zu zählen. Daher bleibt Nurejew auch ein Außenseiter in russischen Kreisen, eine »white crow« eben, wie im Prolog des Films erläutert wird. In Frankreich aber schließt er rasch neue und wahre Freundschaften. Auch die Bildsprache passt sich diesem Narrativ an und taucht die Szenen aus Nurejews Kindheit in düster entsättigte Farben; im Gegensatz dazu wird das Paris der 60er Jahre in einer Weise dargestellt, als bestünde die gesamte Bevölkerung aus Künstler*innen. Wie man die Sowjetunion ohne Klischees darstellt und zugleich eine sinnvolle Kritik formuliert, zeigt aktuell die HBO-Serie »Chernobyl«.

Was bei »Nurejew« bleibt, ist eine ausgesprochen gut in Szene gesetzte Tanzchoreografie. Insbesondere der Hauptdarsteller Oleg Ivenko liefert eine eindrucksvolle Performance. Aber mehr als purer Ästhetizismus ist dem Film trotz anderslautender Ansprüche nicht abzugewinnen. ||

NUREJEW – THE WHITE CROW

GB, Frankreich, Spanien 2019 | Regie: Ralph Fiennes | Mit: Oleg Ivenko, Adele Exarchopoulos u. a. | 127 Minuten | **Kinostart: 25. September**

Anzeige

THEATER SPIELART FESTIVAL

25.10. – 9.11.2019

spielart.org

MÜNCHNER SPIELMOTOR EV. ●●●●

Eine Initiative der Stadt München und der BMW Group

40 JAHRE KULTUR

Theater von hier und jetzt betrachten

Das will der neue Resi-Intendant Andreas Beck – mit alten Stücken genauso wie mit neuen. Alle fragen nach dem Wert des Menschen.



Residenztheater-Intendant Andreas Beck | © Lucia Hunziker

Für München hat Andreas Beck seinen Vertrag mit dem Theater Basel, das er seit 2015 leitete, ein Jahr früher gelöst, nicht ohne die kommende Spielzeit auch in Basel vorzubereiten. Seine Chefdramaturgin Almut Wagner hält in der Schweiz die Stellung und folgt im Herbst 2020 ans Residenztheater nach. Der 54-Jährige ist erleichtert, dass die Vorbereitungszeit vorbei ist: »Die Doppelbelastung seit Dezember 2017 war nicht leicht für das Team und mich. Jetzt bin ich froh, dass die Klamotten hier und die Kisten ausgepackt sind, die Proben begonnen und wir die erste Etappe der Bergbesteigung geleistet haben. Jeder Weg beginnt ja mit dem ersten Schritt.« Seine Stellvertreterin und Kommunikationsdirektorin Ingrid Trobitz ergänzt: »Wir hatten im Juli schon vier Probenstarts.« Beide kennen sich und das Haus gut: Beck, der in München Theaterwissenschaft studierte, war von 1994 bis 1998 Dramaturg am Resi, Ingrid Trobitz damals für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

Was in den laufenden Proben entsteht, ist ab 18. Oktober zu sehen. Beck eröffnet im Cuvilliestheater mit der Uraufführung »Wir sind hier aufgewacht«. Der Regie-Shootingstar Simon Stone (inszenierte in den Kammerspielen »Rocco und seine Brüder«) hat in Beck's Auftrag Motive aus Marivaux' »Der Streit« und Calderons »Das Leben ein Traum« collagiert und inszeniert. Womit das Spielzeitthema gesetzt ist: Die Identität, der Kern des Menschen und sein Wert. Am 19. Oktober folgt im Residenztheater das Auftragswerk »Die Verlorenen« des österreichischen Dramatikers Ewald Palmethofer (künftig auch Dramaturg am Haus), inszeniert von Nora Schlocker, die mit Julia Hölscher und Thom Luz das Hausregieteam bildet. Der Klangforscher Luz zeigt am 26. Oktober im Marstall die Uraufführung

»Olympia in the Dark« nach einer Komposition von Charles Ives. Am Tag zuvor stellt der britische Regisseur Joe Hill-Gibbins im Resi Gorkis »Sommergäste« vor. So geht es Schlag auf Schlag durch die Spielzeit mit 28 Premieren. Elf davon sind Uraufführungen, fast alles Auftragswerke, acht Aufführungen übernimmt Beck aus Basel, darunter Simon Stones »Drei Schwestern«, die zum Berliner Theatertreffen eingeladen waren.

Andreas Beck ist ein lockerer, lebhafter Gesprächspartner, der bei aller Eloquenz nie ins Wolkige oder Floskelhafte abgleitet. Die Rückkehr nach München sieht er keineswegs als Heimspiel: »Ich bin 20 Jahre älter als damals. Nicht nur ich, auch die Stadt hat sich verändert. Ich muss mein Bild an die Realität anpassen. Das ist die erste Aufgabe – München im Ankommen neu zu begreifen.«

Unter den 55 Schauspielern sind nur fünf Gäste wie Publikumsliebbling Brigitte Hobmeier. Circa ein Drittel bringt Beck aus Basel mit, ein Drittel der Resi-Schauspieler bleiben (u.a. Sibylle Canonica, Juliane Köhler, Sophie von Kessel, Oliver Nägele). Ein weiteres Drittel hat er von anderen Theatern geholt. Wie lange dauert es, bis so ein Ensemble zusammenwächst? Beck bleibt vorsichtig: »Da gibt es keine Vorhersagen. In Basel ist das schnell gelungen. Hier haben wir ein großes Ensemble, weil wir weitgehend auf Gäste verzichten, aber wir haben uns viel Mühe gegeben beim Zusammensetzen. Erfahrungsgemäß dauert es einhalb Jahre, bis sich das zurechtrückt. Manchmal trennen sich die Wege auch wieder rascher als gedacht.«

Ihr Spielzeit-Thema fragt nach dem Wert und dem Preis eines Menschen heute. Der Wert des Menschen ist heute oft sein Preis.

Aber welche Wertschätzung messen wir dem anderen, dem Gegenüber zu? Heute ist Rettung auf See ein Verbrechen geworden: Aber wir dürfen nicht abstumpfen gegenüber denen, die den Wert oder den Preis eines Menschen als verhandelbar betrachten. Wie gehen wir miteinander um, wie verhalten wir uns als Mensch unter Menschen? Zu leicht verfangen Politikersätze, die so tun, als sei problematisch, was eigentlich Pflicht ist: Leben zu retten.

Wie finden Sie die passenden Stücke?

Der Spielplan ist aus langen Diskussionen mit den Regisseur*innen und Dramaturg*innen entstanden, was uns umtreibt in diesen Zeiten. Wir bringen Stücke mit, die zum klassischen Kanon gehören, das wollten wir durchweben mit zeitgenössischen und unbekannteren Stücken, z.B. von Knut Hamsun oder »Kassandra/Prometheus« von Kevin Rittberger. Dazu kommen Stoffe, die lokal verankert sind. Der Roman »Es waren ihrer sechs« von Alfred Neumann, der in München lebte, ist fiktional, aber ein Porträt der Zeit. Seine Geschichte der Weißen Rose ist nicht historisch korrekt (das ist auch nicht die Aufgabe von Theater), aber stellt sie in einen emotionalen Kontext: Was bedeutete es damals, Widerstand zu leisten? Schön, dass das vergriffene Buch zur Premiere neu aufgelegt wird. Und Georg Ringsgwandl widmet darüber Lola Montez eine Schauspieloper. Ich denke in erzählerischen Bögen, auch um Neugierde auf die nächsten Produktionen zu erzeugen.

Wie wollen Sie das Staatsschauspiel neben den Kammerspielen und dem Volkstheater positionieren?

Bei Google Maps stand mal, das Residenztheater sei ein Theater der klassischen Inszenierungen. Da fragt man sich, was heißt das, was gilt als klassisch? Mir geht es um die Mimesis,

die Darstellungskunst, und um die Literatur. Wir fragen, was heißt heute dramatisch und wie spielt man es?

Warum gibt es bei Ihnen so viele zeitgenössische Überschreibungen von Klassikern?

Übersetzungen oder Übertragungen werden meist rascher schal, auch weil sie modischer sind. Ich finde, man kann Theater nur von hier und jetzt betrachten. Ich halte nichts von der sogenannten Werktreue, das ist ein Begriff aus den 80er Jahren. Was heißt das überhaupt? Man überprüft, inwieweit Ausdruck und Sprache noch greifen. Zum Beispiel Molières Alexandriner klingen im Deutschen oft sehr eng. Molière hat ungeheure Provokationen gewagt, die uns heute nicht mehr deutlich sind, aber seine Stücke dürfen diese Radikalität nicht missen. Wir fragen, wo liegt das Skandalon?

Wäre es problematisch, wenn die drei großen Münchner Theater dieselben Stücke im Spielplan hätten? 2002 spielten Volkstheater, Resi und Kammerspiele gleichzeitig »Titus Andronicus«.

Ingrid Trobitz: Es ist Tradition, dass man sich abspricht, durchaus kollegial freundschaftlich. Beck: So könnten Zuschauer verschiedene Regiehandschriften vergleichen. Doch man muss fair und neidlos überlegen, wie und wo bestimmte Stoffe am besten produziert werden können und wo sie besser stehen. Wir arbeiten alle bei derselben Firma, dem Theater, aber in verschiedenen Abteilungen. Wir reden über Kunst, und ich finde es toll, wenn Theater möglichst unterschiedlich ist bzw. sind. Das ist spannend für die Ensembles und das Publikum.

Die Kammerspiele unter Lilienthal setzen sehr aufs Performative. Wollen Sie damit konkurrieren?

Ich möchte nicht das eine gegen das andere setzen. Im Performativen stehen die Darsteller*innen deutlicher als die Rolle im Vordergrund. Die Frage bleibt, wie viel Privatheit man auf der Bühne überhaupt sehen kann. Aber auch im Performativen muss man eine Figur behaupten, und niemand ist in irgendeinem Auftritt nur sie oder er selbst. Theater besteht nicht nur aus der Einmaligkeit, sondern auch aus der Wiederholung, also Spielregeln zur Wiederholbarkeit.

Muss ein Intendant auch Paterfamilias für seine Schauspieler sein?

Das Denken kreist um das Ensemble: Kann sich jede*r entwickeln, hat jede*r ihren/seinen Platz? Bei uns gibt es nur Protagonist*innen, alle sind gleichberechtigt. Das Ensemble ist der Star, nicht der eingeflogene Gast. Bei Dieter Dorn war von der kleinsten bis zur größten Rolle alles sublim besetzt. Das ist das Ziel. Das ist anstrengend und erfordert viel Disziplin von allen Beteiligten, doch um diese Ensemblekultur beneiden uns ausländische Theater.

Ihre größte Angst?

Dass in schwierigen Phasen das Vertrauen schwindet und die Zeit, die die Kunst, das Theater verlangt, fehlt, die man für Neuerungen braucht.

Ihre größte Hoffnung?

Dass wir den Weg zur Stadt finden, um in kritischer Gewogenheit miteinander Theater zu machen. Denn Bühne und Publikum bilden eine Einheit. ||

INTERVIEW: GABRIELLA LORENZ

RESIDENZTHEATER

Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Zwischen Moral und Strategie

Die Theaterspiele Glyptothek zeigen »Philoktet« von Sophokles in der Antikensammlung.



Philoktet (Benjamin Hirt) bedroht Neoptolemos (Mario Linder) mit Herakles' Bogen | © Volker Derlath

GABRIELLA LORENZ

Vor 30 Jahren begründeten die Theatermacher Gunnar Petersen und Beles Adam die Theaterspiele Glyptothek: Im Innenhof des Skulpturenmuseums am Königsplatz spielten sie jeden Sommer Dramen aus der Antike oder mit Bezug dazu. Nun ist die Glyptothek wegen Restaurierung für zwei Jahre geschlossen. Die Theaterspiele konnten in die gegenüberliegende Antikensammlung ausweichen. Deren Nachteil: Ihr Höfchen ist eine enge Betonschlucht für nur 55 Zuschauer. Der Vor-

teil: Bei Regen wird im Saal gespielt. Wasser, Wein und Brot werden auch hier gratis gereicht. Erstmals ist Gunnar Petersen nicht selbst dabei. Beles Adam sitzt an der Kasse, beide haben künstlerisch mitgearbeitet an der »Philoktet«-Inszenierung von Sven Schöcker. 409 v. Chr. schrieb der 89-jährige Sophokles das Drama, in dem Odysseus zehn Jahre zuvor seinen an Schlangengift schwer erkrankten Kriegsgefährten Philoktet auf der unbewohnten Insel Lemnos ausgesetzt hat. Nur dank

seines unfehlbaren Bogens, einem Geschenk des Halbgottes Herakles, überlebte Philoktet. Nun will Odysseus ihn oder wenigstens seine Wunderwaffe zurückholen, denn laut einer Weissagung kann Troja nur damit besiegt werden. Sein Helfer, der junge Neoptolemos, soll Philoktet mit Lügen einwickeln, ihm den Bogen abluchsen und zur Rückkehr ins Griecheneer bewegen.

Odysseus (Alexander Wagner) hat Vernunftgründe für Betrug, Lüge und Verrat. Philoktet (Benjamin Hirt) ist im Recht, aber erfüllt von Hass, Rachsucht und Verbitterung. Neoptolemos (Mario Linder) führt die List aus, entwickelt jedoch Mitgefühl und Mitleid mit Philoktet und gefährdet die Mission. Sven Schöcker inszeniert auf engem Raum zunächst eher statisch und schematisch. Aus einem Glasgefäß rieselt Sand, eine Holzrampe

führt in Philoktets verhängte Höhle. Odysseus trägt Blau, Neoptolemos Beige, ihr Opfer Rot. Für überleitende Ansagen setzen sie Nesselmasken auf, Marcus Tronsberg belebt die Zäsuren live mit zarten Gitarren- und Percussionklängen. Dramatisch wird's bei einem Schmerzanfall des Philoktet, der den Jungen umdenken lässt. Die Gewissenskonflikte löst nach einer guten Stunde der Deus ex Machina Herakles. So einfach haben wir's heute nicht mehr im Dilemma zwischen Moral und Strategien. ||

PHILOKTET

Antikensammlung | Königsplatz | bis 19. Sept.
Do bis Di (nicht 14., 15. Sept.) | 20 Uhr
Tickets: 089 52304466 (10-12, 16-18 Uhr)
www.theaterspieleglyptothek.de

Das Gift der Macht

Martin Crimp zeigt mit seiner Antiken-Bearbeitung »Alles Weitere kennen Sie aus dem Kino«, wie Kriege entstehen.



Nina Steils berichtet vom Schlachtengemetzel, derweil das Blut spritzt | © Gabriela Neeb

Der Titel ist rätselhaft. Der zeitgenössische englische Dramatiker Martin Crimp hat in seinem 2013 uraufgeführten Stück »Alles Weitere kennen Sie aus dem Kino« die Tragödie »Die Phönizierinnen« von Euripides in heutiger, teils sehr salopper Sprache überscribed. Er hält sich inhaltlich an die antike Vorlage, verschiebt aber einige Akzente und wertet die Phönizierinnen – Mädchen aus Nahost auf dem Weg nach Delphi – vom berichtenden Chor zu boshaften Spielmacherinnen auf. Euripides erzählt den Mittelteil der Geschichte zwischen den Sophokles-Dramen »König Ödipus« (verfilmt von Pasolini) und »Antigone«, die zwar viel bearbeitet wurde, aber nicht als Kinostoff. Vielleicht wollte Crimp mit seinem Titel nur die Publikumsneugier kitzeln. Neugier lohnt sich hier: Im Volkstheater inszenierte Mirja Biel spannende 100 Minuten.

Schweinwerfer-Traversen hängen tief über dem Boden, sie bilden Längsgassen in einem dunklen Bunker. Dazwischen ein paar Sessel, hinten die Spielzeugsilhouette von Theben (Bühne: Matthias Nebel). Ein Soundtrack wummert bedrohlich (Musik: Fee Kürten), gelegentlich schieben zwei halbwüchsige Mädchen in grauen Hängerkleidchen (Kostüme: Katrin Wolfermann) Audiokassetten mit Popsongs ein. Nina Steils und Ines Hollinger – später taucht noch ein Kind auf – sind freche Gören, machen sich kichernd über die Palastbewohner lustig und flüstern ihnen fordernd den Text ein. Sie wagen es sogar, Königin Iokaste zu ohrfeigen. Die trägt mal Kahlkopf, mal elegante Hochsteckperücke. Mara Widmann verleiht der Frau und Mutter des geblendeten Ödipus, der ab und zu aus seinem Gefängnis heraus schreit, eine fragile Würde zwischen Gebrochenheit, Mütterlichkeit und Contenance. Vergeblich sucht

sie den Konflikt zwischen Ödipus' Söhnen zu schlichten. Die hatten vereinbart, jeweils abwechselnd für ein Jahr zu regieren. Jetzt wäre Polyneikes dran, doch Eteokles denkt gar nicht daran, die Macht abzugeben. Polyneikes (Timocin Ziegler), ein unsicherer Halbstarker in Lederjacke, droht mit Krieg und verliert über Mikro seine Bedingungen für einen Waffenstillstand. Eteokles (Nicolas Streit) gefällt sich als Diktator und eitler Geck mit Pappkrone, Glitzerschlepp und Pelzstola. Aus einer handfesten Bruder-Prügelei wird Krieg.

Dazwischen treibt der blinde Seher Teiresias (Silas Breiding) im Fransenkleid groteske schamanische Rituale, verlangt vom Bürokraten Kreon (Jonathan Müller) dessen Sohn zum Opfer, was der kurzbehauste Menoikeus (Jonathan Hutter) todesmutig selbst erledigt. Iokastes Tochter Antigone (Pola Jane O'Mara) steckt in einer spätpubertären Trotz- und Wutphase. Stets herrscht ein hochaggressiver Ton. Vom Schlachtengemetzel berichten im Blutrausch die Mädchen, aus ihren Krügen spritzt Blut in hohen Strahlen. Steine und Vögel fallen vom Himmel, Theben brennt.

Mirja Biel inszeniert plakativ mit viel Nebel, Stroboskop und Videos der Gesichter in Nahaufnahmen, aber sie legt klug und sarkastisch bloß, wie Gewalt eskaliert. Man muss von Europa aus nicht weit nach Osten und Süden schauen, um das Gleiche zu sehen. || lo

ALLES WEITERE KENNEN SIE AUS DEM KINO

Volkstheater | wieder im Herbst
Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Anzeige

LAST ORDER

ABO

8 STÜCKE 100 EURO
AUF ALLEN PLÄTZEN
BESTE PLATZWahl FÜR FRÜHBUCHER*INNEN
VORVERKAUFSSTART JUNI 2019

TEL. 089 / 233 966 02
ABONNEMENT@KAMMERSPIELE.DE
WWW.KAMMERSPIELE.DE

THEATER DER STADT

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

VORMERKEN! |||||

Bis 8. September

WIR SIND DIE NEUEN

Komödie im Bayerischen Hof

Promenadeplatz 6 | Mo bis Sa 19.30 Uhr, So u. Feiertage 18 Uhr, nicht 26., 27. Aug. | Tickets: Tel. 089 292810 | www.komoedie-muenchen.de

Wer schon immer der Meinung war, dass die Jugend viel spießiger ist als die Alten, wird in »Wir sind die Neuen« schwer bestätigt und ordentlich was zu lachen kriegen. Im erfolgreichen Film von Ralf Westhoff waren Gisela Scheeberger, Heiner Lauterbach und Michael Wittenborn die Alt-68er-WG, die ihren jungen Nachbarn im Haus gehörig auf die Nerven geht und umgekehrt. In René Heinersdorffs Inszenierung übernimmt Simone Rethel die Rolle der finanziell abgebrannten Anne, die unter ihren alten Mitbewohnern aus der Studentenzeit nach neuen WG-Kumpanen sucht. Lutz Reichert spielt den kranken Ex-Casanova Eddie und Joachim H. Luger tauscht den Hansemann aus der »Lindenstraße« gegen den idealistischen Anwalt Johannes. Während die junge Spießier-WG verbissen am Karriereprofil arbeitet, feiern die Alten lautstark ihre Wiedervereinigung. Doch letztlich müssen beide WGs erkennen, dass sie sich in die eigene Tasche lügen – nur mit umgekehrten Vorzeichen.

11.–14., 18.–21., 25.–28. September

TAGEBUCH EINES WAHNSINNIGEN

Teamtheater | Am Einlaß 2a | 20 Uhr

Tickets: 089 22604333 | www.teamtheater.de

Popristschin ist ein kleiner Beamter im russischen Staatsdienst. Er fühlt sich zu Höherem berufen, ist unglücklich im Büroalltag und hoffnungslos in die Tochter des Direktors verliebt. Sein Realitätsverlust treibt ihn in eine Wahnwelt: Er hört Hunde sprechen, hält sich schließlich für den neuen König von Spanien und landet in der Irrenanstalt. Nikolai Gogols fantastisch-surreale Erzählung von 1835 fasziniert den Regisseur Ioan C. Toma seit Langem. Vor Jahren hat er seine Bühnennfassung in München mit dem Schauspieler Heinz-Josef Braun gezeigt. Toma erfand dafür ein starkes Bild: Popristschin steckt in einem großen Raumwürfel, der über die Eckstangen zunehmend mit Seilen umwickelt wird. In diesen verheddert er sich immer mehr, gefangen im Netz seiner verrückten Gedanken. Nun hat Toma seine Inszenierung mit dem Schauspieler Konstantin Moreth überarbeitet, der sie im Teamtheater Tankstelle spielt.

18., 20., 21. September

ICH BIN ANDERS

TamS | Haimhauserstr. 13a | 20.30 Uhr

Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Katzenschweif jagt Mausehrchen. Zumindest im TamS, wenn das Theater Apropos eines seiner Stücke aufführt. Schließlich sitzen Jäger und Gejagte mit Hund und Fläschensammler beisammen und teilen sich ein Wurstbrot. Das 1998 gegründete inklusive Theater konfrontiert im therapiefreien Raum mit Momentaufnahmen aus dem Leben psychisch kranker Menschen, verwirrt dabei gehörig und zeigt, dass daraus skurrile Situationen entstehen können. Ein Esel verkauft sich selber, Geister aus der Kindheit werden mit Hilfe mitternächtlicher Frittatensuppe in die Flucht geschlagen und Erinnerungen in einem philosophischen Selbstgespräch über das Aussterben der Kegelbahnen in Schach gehalten. Das Ganze zwischen Haufen von durcheinandergeworfenen Stühlen und in kreisbunten Kostümen, die dem Zirkus entlaufen zu sein scheinen, getragen von einer Nonsensphilosophie, die möglicherweise dem Über-Ich gehorcht. Über die Tücken, die das Anderssein so mit sich bringt, darf gelacht werden. Schließlich bestehen sie darauf, anders zu sein. Aber nur a bissl.

Artistische Reise nach Vietnam

Einfach schön: Die neue Show im GOP »Sông Trãng. Wenn der Mond sich im Fluss spiegelt«.



»Sông Trãng« zitiert artistisch Szenen aus einem idealisierten Dorf- und Alltagsleben in Vietnam | © GOP Varieté

PETRA HALLMAYER

»Sông« bedeutet Fluss auf Vietnamesisch, »Trãng« der Mond. Der Titel wird vielfach aufgegriffen in der aktuellen Show im GOP. Ein zart schimmernder Vollmond scheint hinter der Bühne auf, farbige Stoffbahnen wiegen sich sanft wie leichte Wellen.

Das Quaken von Fröschen und Knattern von Motorrollern stimmt ein auf den Ausflug nach Asien. »Sông Trãng. Wenn der Mond sich im Fluss spiegelt« versucht nicht mit den großen Ethnoshow-Spektakeln zu konkurrieren, entfacht kein regenbogenbuntes Feuerwerk exotischer Effekte, doch wenn man sich von falschen Erwartungen frei macht, entfaltet der Abend einen unwiderstehlichen Zauber. Die Inszenierung verzichtet auf Pomp, Glamour und Glitzerkostüme, beschränkt sich auf einfache Requisiten wie Seegraskörbe, Kegelhüte, Leitern und Bambusrohre, die als Trapezstangen und Vertikalpole dienen, zu Brücken, Türmen und Stegen und allerlei Gebilden zusammengesteckt werden, über die die Künstler kletteräffchengeschwind mit fantastischer Geschicklichkeit turnen. Nur eine Frau im Ensemble spricht Englisch und die üblichen witzigen Überleitungen eines Moderators fehlen bei dieser etwas anderen Varietéshow. Dafür treibt ein clownesker Pantomime als ewiger Versager zwischendrin mit Selfiestick, Handy und einem imaginären Motorroller selbstironische Späße.

Das Programm, das Regisseur Knut Gminder und Cie Xich-Lo in Hanoi mit dreizehn von der Vietnam Circus Federation ausgebildeten Artisten erarbeitet haben, fächert Bilder von schlichter Schönheit auf, die Szenen aus dem Arbeitsalltag und Dorfleben zitieren. Wobei diese natürlich so ästhetisiert sind, dass sie unser Traumbild vom lächelnden Asien nicht trüben. Darin eingewoben sind artistische Nummern, in denen die Akteure ihre perfekte Körperbeherrschung, ungläubliche Kraft und Präzision der Bewegungen demonstrieren. Ein Mann hängt sich an den Fuß einer im vertikalen Spagat in der Luft schwebenden Frau. Ein anderer trägt seine auf einem Bein auf seinem Kopf stehende Partnerin zwei aneinandergelagte Leitern hinauf und hinab. Mit berückender Anmut führen die Frauen ein akrobatisches Lotusblütenballett vor und lassen auf den Finger- und Fußspitzen bunte Tücher schirmchengleich kreisen. Untermalt von einer Mischung aus traditioneller vietnamesischer Musik, Pop-

songs und Hip-Hop sehen wir atemberaubende Balanceakte, Handstandäquibristik, tolle und lustige Kunststücke. Da wird Federball mit den Füßen gespielt, mit schwindelerregendem Tempo hüpfen die Kerle auf den Händen und dem Hintern über ein Seil.

Im Zentrum stehen hier nicht dramatisch inszenierte Solonummern, sondern das Zusammenspiel und der Zusammenhalt der Gruppe. Fast alle sind ständig auf der Bühne präsent, assistieren einander oder ziehen gemeinsam an einem Sicherungsseil. Gegen Ende gleitet ein Paar auf einem Floß herein, während »Moon River« auf Vietnamesisch und Englisch erklingt, erleben wir eine liebreizend choreografierte kleine Liebesgeschichte mit einem gerade durch seine Einfachheit richtig rührenden Happy End. ||

SÔNG TRĂNG

GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47

bis 3. Nov. | Mi bis Fr, 20 Uhr (ab Sept. auch Di), Sa 17.30 und 21 Uhr, So und Feiertag 14.30 und 18.30 Uhr | Tickets: 089 210288444 www.varieté.de

Irre, nicht bescheuert

Isabel Kott berührt in Eos Schopenhofs Inszenierung von »Bilder deiner großen Liebe«.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Eine kleine Gestalt kommt in den Hinterhof des Hofspielhauses gerannt und lässt sich auf den Boden, fallen. Steht auf, geht wieder raus, rennt wieder rein, kommt wieder raus, schmeißt sich wieder hin. Aua, denkt man sich. Aber dieser Isa, gespielt von Isabel Kott, tut innen viel mehr weh als außen. »Da steh' ich hier im Garten, vier hohe Ziegelmauern um mich rum«, sagt sie; und tatsächlich, dieser Hof in der Altstadt, ausgestattet mit einem Stapel Autoreifen, ist besonders geeignet, die Begrenzung der nicht näher bezeichneten Anstalt zu verräumen, aus der Isa wegläuft. Denn sie ist zwar irre, aber nicht bescheuert.

Wer Wolfgang Herrndorfs posthum erschienenen Romanfragment »Bilder deiner großen Liebe« nicht kennt, der erkennt vielleicht aber Isa. In Herrndorfs »Tschick« begegnen die Ausreißer Maik und Tschick dem 14-jährigen Mädchen Isa auf einer Müllkippe und fahren einige Zeit mit ihr rum, bis Isa beschließt, lieber den Bus zu nehmen. Sie ist den Jungs einige Reifegrade überlegen und doch ein verlorenes Wesen.

Eos Schopenhofs Inszenierung von Herrndorfs Fragment, das sie ursprünglich für das Torturmtheater Sommerhausen umgesetzt hat, setzt auf die Zwischentöne der Figur, vermeidet Spektakuläres und überzeugt durch eindringliche Schlichtheit. Herrndorfs Isa ist wie ein Windstoß, den man nicht fangen kann, vielleicht einfach das davonfliegende Leben, das der todkranke Autor vor Augen hatte, bevor er sich erschoss. Isabel Kott holt eine große Kraft aus diesem Mädchen heraus, das alleine durch die Nacht wandert, sich im Dunklen versteckt und vor den Dingen, die andere verächtlich würden, keine Angst hat. Unbeirrbar und manchmal zutraulich stürzt sie in abgetragenen Straßenkindklamotten durch diesen Roadtrip zu Fuß, wälzt sich ein Bett ins Kornfeld, denkt drüber nach, ob ein Weberknecht Angst hat, bevor sie ihn vorsichtig ablegt, deutet ein Ballett mit den Autoreifen an, faltet sich in den Reifenturm und lässt ein Meer aus Malerfolien Wellen schlagen (Ausstattung: Nina Strukamp). Ob die Geschichten wahr sind, die Isa erzählt, ist egal, sie plätschern lakonisch dahin. Und hinter der großen Traurigkeit liegt ein Lächeln. ||

BILDER DEINER GROSSEN LIEBE

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 12., 17., 26. Okt. | 20 Uhr | Tickets: 089 24209333 www.hofspielhaus.de

Anzeige

Musikfestival in der Remise des Wälderbühnen

8.—10.8.2019

BEZAU BEATZ

Peter Evans Trio (USA) — Near East Quartett (Südkorea) — Sudden Infant (CH/D)
 Bode Wilson (Portugal) — Theo Ceccaldi's FREAKS (F) — Intensivstation (CH/D/A)
 Trixie Whitley (USA) — XY-Quartett (I) — Susana Santos Silva Organ Trio (PT/S/F)
 Leni Stern Trio (USA) — Oliver Steidle's Killing Popes (D/GB) — Vula Viel (GB)
 Mostly Other People Do the Killing (USA) — Alabaster de Plume (GB)

Die Bezaubert finden in der Marktgemeinde Bezaubert im Bregenzerwald, einer der schönsten Natur- und Kultur-Regionen Österreichs, statt.

• Zürich • Bodensee • Bregenz • München • Bezaubert

Weitere Informationen: www.bezaubert.at

Abschied von der Jugend

Lea Ralfs bringt im Zentraltheater den Hamburger Kultfilm »Absolute Giganten« auf die Bühne.

PETRA HALLMAYER

In Hamburg ist der Film Kult. Dort hat »Absolute Giganten«, erklärt Lea Ralfs, einen ähnlichen Status wie die »Rocky Horror Picture Show«. Als Hamburgerin zögerte sie keinen Moment, den Stoff auf die Bühne zu bringen, als der Leiter des Zentraltheaters Simon Riggers, der sich damit einen langgehegten Wunsch erfüllt, ihr das vorschlug. »Diese Inszenierung«, so Ralfs, »ist für uns alle ein echtes Herzensprojekt.«

Sebastian Schippers Debütfilm von 1999, zu dessen Erfolg der Soundtrack von Hamburger Hip-Hoppern, Sophia und The Notwist beitrug, erzählt vom Abschied dreier Freunde, die sich fernab von Hamburger Hafenromantik und Glamour mit Jobs durchschlagen. Als Floyd eröffnet, dass er auf einem Schiff angeheuert hat, beschließen sie, eine letzte gemeinsame Nacht zu verbringen. Sie ziehen durch Kneipen, landen in einer Stunt-Show und geraten in eine irre Verfolgungsjagd, bis durch einen Unfall die Party fast zur Tragödie wird.

Zur Einstimmung auf ihre Rollen sind Sandro Kirtzel (der sensible Floyd), Nicolas Wolf (der hyperaktive Rapper Ricco) und Franz-Xaver Zeller (der herzengute Walter)

nach Hamburg gefahren, um die Aufführung der Großstadtballade im Altonaer Theater zu besuchen und »gründlich im Nachtleben zu recherchieren«. Letztlich aber ist die lokale Verortung für die Absolventen der an das Theater angeschlossenen Schauspielschule Zerboni, mit deren Schülern auch die Nebenrollen besetzt sind, gar nicht so wesentlich.



Absolute Giganten: Franz-Xaver Zeller, Sandro Kirtzel, Lea Ralfs und Nicolas Wolf (v.l.)
© Manuel Nawrot

Jeder kann seine persönliche Variante der Geschichte des Hamburger Trios erzählen. Sie gehören, erklären sie, zu einer Generation, für die der emotional wichtigste Einschnitt beim Eintritt in die Erwachsenenwelt nicht mehr die Ablösung von den Eltern ist, sondern die schmerzliche Erfahrung der Endlichkeit von Freundschaften.

Auf keinen Fall wollen sie den Film kopieren, vielmehr das Tempo anziehen, auf einem wilden Trip durch die Nacht ihre Freundschaft feiern und so die Fallhöhe und den Verlust intensiver und unmittelbarer spürbar machen. Ein energiegeladenes »Schauspielerfest« mit Live-Rap möchte Lea Ralfs, die Co-Leiterin des Pathos Theaters, inszenieren, einen Abend über den Abschied von der Jugend und dabei stärker als in der Vorlage die Verwirrungen der Übergangszeit unterstreichen, »das Gefangensein zwischen zwei Lebensabschnitten, wenn man das Gefühl hat, überall deplatziert zu sein, nirgendwo wirklich hinzugehören.«

Mit »Absolute Giganten« führt das Zentraltheater, das ein junges Publikum fürs Theater begeistern möchte, sein Konzept fort. Zwar erhält die vor zwei Jahren von Simon Riggers mit Birte Hanusrichter und Sebastian Gerold gegründete Bühne inzwischen Spielstättenförderung, doch für alle Projekte des Teams, das sich durch eine große Palette an Produktionen in der Theaterszene etablieren will, reicht es denn doch nicht. So musste Riggers für diese Inszenierung zusätzliche Geldquellen aufsuchen. Aber schließlich verbinden sie alle mit ihr, wie Lea Ralfs lachend gesteht, »einen absolut gigantischen Traum: dass unsere Theaterversion in München Kult wird.«

ABSOLUTE GIGANTEN

Zentraltheater | 17., 18., 25. Sept., 2., 9. Okt.
20 Uhr | Tickets: 089 30659486
www.zentraltheater.de

Anzeige

Ausbeutung und Recht und Arbeit

Bülent Kullukcu und Karnik Gregorian erforschen in »Nachtasyl« fragwürdige Praktiken einer Wohlstandsgesellschaft.

SILVIA STAMMEN

Zuerst die gute Nachricht: Die Bayernkaserne, Schlafunterkunft für Obdachlose im Münchner Norden, hat nun ganzjährig geöffnet und nicht nur zum Kälteschutz in den Wintermonaten. Mit beigetragen hat dazu nicht zuletzt Karnik Gregorian und Bülent Kullukcus Stadtperformance »Tagasyl« (2018), bei der sich auch Bürgermeisterin Christine Strobl ein Bild machen konnte von den Herausforderungen, die ein Leben auf den Straßen unserer reichen Stadt für viele Tagelöhner*innen tagtäglich mit sich bringt und was da ein sicherer Rückzugsort, und sei es nur für ein paar Stunden, bedeutet. »Die Öffentlichkeit ist ganz wichtig«, erklärt Kullukcu. »Nur dadurch hat sich etwas geändert. Es war ja nicht so, dass Hilfsorganisationen nicht schon zuvor darauf hingewiesen hätten. Es wurde nur nicht ernst genommen. In dem Moment, wo das in einem Kulturkontext läuft, einem Theaterstück mit Betroffenen, gibt es auf einmal großes Interesse und Reaktionen auch vonseiten der Politik – so eine Art positiven Pull-Effekt.« Doch die beiden engagierten Theatermacher haben bereits ein weiteres Ziel vor Augen: Auch am Tag sollte das Schutzquartier geöffnet sein, schließlich gibt es Menschen, die nachts arbeiten und derzeit nach ihrer Schicht im Freien bleiben müssen, dadurch oft krank werden und sich dann mit einem weiteren Problem konfrontiert sehen: Nicht selten sind sie ohne Krankenversicherung, wenn ihre Arbeitgeber, bei denen sie unter Vertrag stehen, sie nicht ordnungsgemäß angemeldet haben.

Fragen über Zusammenhänge zwischen Arbeit und Ausbeutung, Armut und Wohlstand, die sich aus den Begegnungen bei »Tagasyl« ergaben, wollen Gregorian und Kullukcu in ihrer neuen filmisch-theatralen Performance »Nachtasyl« nachgehen, diesmal aus der Perspektive von Institutionen, die sich um Menschen kümmern, die arbeiten, aber trotz-

dem nicht genug zum Leben haben. »Die arbeiten nicht illegal und leben auch nicht auf unsere Kosten«, stellt Gregorian klar, »sondern die Arbeitgeber beschäftigen sie illegal und sparen dadurch wahnsinnig viel Geld, weil sie die Sozialabgaben nicht bezahlen.« Aus eingespielten Gesprächen mit Savas Tetik vom AWO Infozentrum Migration und Arbeit, Cevat Kara von Ärzten der Welt, die ehrenamtlich medizinische Grundversorgung für Nicht-versicherte organisieren, oder Sevghin Mayr von der DGB-Beratungsstelle Faire Mobilität ergibt sich dabei ein erschreckendes Bild von bewusst erzeugter Not und gesellschaftlich nicht ungewollten Abhängigkeiten, von denen viele profitieren.

Anfangs hatten Gregorian und Kullukcu einige Monate lang mit bulgarischen Arbeitern künstlerisch an Szenen aus Maxim Gorkis Stück »Nachtasyl« von 1902 geprobt. Doch bald stellte sich heraus, dass ein Kunstprojekt für Menschen, die bei der Bewältigung ihrer komplizierten Lebenssituation meist ganz auf sich gestellt sind, eben nicht oberste Priorität haben kann. »Wenn einer einen Job in Köln bekommt, dann muss er da hin«, so Gregorian. So wird nun der Schauspieler Jochen Strodthoff das Publikum mit Texten über den Menschen von Gorki bis Kafka auf dem Weg durch die Stadt der Armen und Reichen begleiten.

Der Rundgang beginnt dort, wo »Tagasyl« endete, an der St.-Matthäus-Kirche am Sendlinger Tor, führt u. a. über die Praxis open.med von Ärzten der Welt und endet in der Galerie Kullukcu & Gregorian im Kreativquartier.

NACHTASYL

St. Matthäus | Nußbaumstr. 1
8. Aug., 19. Sept. | 20 Uhr | Eintritt frei
(bequeme Schuhe und MVG-Ticket nötig)

|| VORMERKEN! ||

3. Oktober bis 30. November

VICTOR ODER DIE KINDER AN DIE MACHT
Theater Viel Lärm um Nichts | Pasinger Fabrik | Do bis Sa 20 Uhr | Tickets: 089 82929079
www.theaterviellaermumnichts.de

Was Greta Thunberg kann, kann Roger Vitrac Hauptfigur aus »Victor oder die Kinder an die Macht« von 1928 schon lange: die Erwachsenen ordentlich aufmischen und vor sich hertreiben. Vitrac nahm in seiner surrealistischen Parodie die Salonstücke und die bourgeoise Gesellschaft der Zeit aufs Korn. Victor feiert seinen neunten Geburtstag. Seltenerweise ist er aber schon zwei Meter groß. Er kennt sämtliche Geheimnisse der Erwachsenen und macht sich einen Spaß daraus, ihre angeblich so heile Welt zum Einsturz zu bringen, indem er wirklich jeden, der so unvorsichtig war, auf seine Geburtstagsfeier zu kommen, bloßstellt. Arno Friedrich inszeniert diese durchgeknallte, eigentlich tragische Komödie mit Musik von Neil Vaggers (ExpressBrassBand) und Figuren von Tine Hagemann als Theaterabend zwischen Punk und Dada. (Kritik folgt in MF 90)

4.–6. Oktober

MIT PFLANZEN
Gewächshaus des Botanischen Gartens
Menzinger Str. 65 19 Uhr | Tickets: Kasse
Eingang Botanischer Garten
www.verrichtungen.de

Was machen ein pensionierter Biologieprofessor vom Institut für zelluläre und molekulare Botanik, eine Sängerin, ein Komponist und zwei Musiker im Gewächshaus des Botanischen Gartens? Zusammen mit der Verrichterin Ruth Geiersberger fragen sie: Was können wir von Pflanzen lernen? Die können ohne uns leben, wir aber nicht ohne sie. Trotzdem halten wir Menschen uns für die Krone der Schöpfung. Geiersbergers Klangperformance im Denk-Raum steht unter dem Motto »Art meets science«. Pflanzen können Frequenzen »hören« und auch Geräusche von sich geben. Aber wie kommt es zur Kommunikation Pflanze-Mensch-Pflanze? Was können Menschen vom Pflanzen-Netzwerk erfahren? Frequenzaufnahmen von Pflanzengeräuschen, Kunstlieder, wissenschaftliche Erörterungen, Improvisationen von Klang, Stimme und Gedanken dienen den Performern als Grundlage. Die Pflanzen selbst werden zu Akteuren in einem Kunst-Denk-Raum.

25. Oktober bis 9. November

SPIELART THEATERFESTIVAL
Verschiedene Orte | Programm und Tickets:
www.spielart.org (VVK ab 16.9.)

Das Nature Theatre of Oklahoma tanzt Ballett. Vor einem roten Theatervorhang. Den bewachen sie. Das Stück heißt »No President«. Noch Fragen? In der 13. Ausgabe des Theaterfestivals Spielart führen 49 Produktionen aus 28 Ländern an 15 Spielorte. Das Festival erkundet fremde Theaterwelten aus u. a. Mosambik, Ghana, Nigeria und Korea. Vor allem die von Frauen. Eunhyung Jeong aus Südkorea beschäftigt sich in »Self Life Drawing« mit der Beschränkung von Frauenleben in einem konfuzianischen Land. Ayu Permata Sari spiegelt den erotischen Tanz der Dangdut-Sängerinnen, der in Malaysia wegen seiner sexuellen Konnotation teilweise verboten ist, doppelt. In »Tubuh Dang Tubuh Dut« eignet sie sich die Bewegungen der Männer an, die den tanzenden Frauen zusehen. Auch Altgeliebtes wird zu sehen sein anlässlich des traurigen Anlasses, dass dies Tilman Brozsatz letzte Spielart ist. Er übergibt den Stab endgültig an Sophie Becker. Abschiedsgeschenk an ihn und das Publikum sind drei Produktionen der Publikums- und Forcé Entertainment bei freiem Eintritt und: Der legendäre Audiorundgang »Kanal Kirchner« kann noch einmal abgelautet werden.

Der Ast war schuld

Die Horváth-Ausstellung im Deutschen Theatermuseum sucht einen atmosphärischen Zugang zum Werk des Dramatikers.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Da hängt er, der Ast. Ganz schön groß. So einer hat Ödön von Horváth erschlagen, auf den Champs-Élysées gegenüber dem Theater Marigny in Paris, am 1. Juni 1938, um halb acht Uhr abends. Dabei hatte Robert Siodmak Horváth nach einer Besprechung eine Mitfahrgelegenheit angeboten. Aber der fand es zu gefährlich, im Auto mitzufahren.

Der Ast hat Gewissenbisse, die Josef Hader in Endlosschleife beteuert, und zwar aus einem Bildschirm, der am Ast hängt. Ziemlich laut, sodass die Zerknirschtheit des Astes und sein Wille zur Wiedergutmachung noch weithin zu hören sind. Anderen Tondokumenten dieses Eingangsraums der Ausstellung zu »Ödön von Horváth und das Theater« im Theatermuseum am Hofgarten kann man dezenter über Kopfhörer lauschen, zum Beispiel Peter Turrinis ziemlich irrer Erzählung »Horváths Gebeine«, in der es um die Umbettung der Restknochen des Schriftstellers in ein Ehrengrab auf dem Heiligenstädter Friedhof geht.

Peter Karlhuber hat die Räume der Ausstellung gestaltet, die Nicole Streitler-Kastberger und Martin Vejvar für das Theatermuseum Wien kuratiert haben, wo sie bereits 2018 zu sehen war. Die Räume stellen drei Hauptwerke Horváths atmosphärisch nach: »Italienische Nacht«, »Kasimir und Karoline« und »Geschichten aus dem Wiener Wald«. Dass »Glaube, Liebe, Hoffnung«, eines der auch heute noch meistgespielten Stücke des in seiner Menschenzeichnung zeitlos modernen Dramatikers Horváth da nicht vorkommt, verwundert allerdings.

»Italienische Nacht« führt in eine Wirtschaft, in der es offensichtlich eine Schlägerei gegeben hat. Umgeworfene Bierbänke und -tische, Krüge am Boden, runtergerissene Girlanden. Faschisten stürmen in dem Volkstück eine Mottoparty der Republikaner. Horváth hatte eine derartige Saalschlacht in Murnau erlebt. In diesem ersten Hauptraum zur Politik ist auch ein Dokument ausgestellt, dass Horváths peinliche Anbiederung an das junge Naziregime offenbart. Er wollte in Deutschland weiterarbeiten können. Die Abkehr folgte bald und mündete in die Romane »Jugend ohne Gott« und »Ein Kind unserer Zeit«.

Auf dem Weg zum Oktoberfest in »Kasimir und Karoline« passiert man Lebensstationen Horváths mit zahlreichen Textdokumenten zu seiner Arbeitsweise und Fotos des Dramatikers. Auf denen sieht man einen dandyhaften Mann, der anscheinend nicht viel gemein hat mit den Deklassierten, deren egoistischen Aufstiegsdrang er schonungslos und doch mit viel Liebe für die Figuren beschreibt. Unter einem Kettenkarussell und zwischen Ladenrollläden kann man Versatzstücke der Zeit betrachten und Szenen aus dem Stück hören, auch den Satz Karolines, der der Ausstellung den Titel gab: »Ich denke ja gar nichts, ich sage es ja nur.« Dann geht es in die Fleischerei von Oskar, dessen Liebe Marianne in den »Geschichten aus dem Wiener Wald« nicht entkommt, so verzweifelt sie es auch versucht. Und zum Heurigen, unter dessen Gemütlichkeit die Gemeinheit gefährlich lauert.

Die Ausstellung inszeniert die Welt von Horváths Dramenfiguren und verknüpft sie mit der Zeitgeschichte. Besucher können in der Atmosphäre baden, aber auch anhand der Textdokumente einen tieferen Blick in die Zeit und Figurenwelt Horváths werfen. ||



»Geschichten aus dem Wiener Wald«: die Theke in Oskars Fleischerei
© KHM_Museumsverband

»ICH DENKE JA GAR NICHTS, ICH SAGE ES JA NUR.« ÖDÖN VON HORVÁTH UND DAS THEATER
Deutsches Theatermuseum | Galeriestr. 4a
bis 17. Nov. | Di bis So 10–16 Uhr (nicht 1. Nov.)
www.deutschestheatermuseum.de

ÖDÖN VON HORVÁTH. EROTIK, ÖKONOMIE UND POLITIK
Hrsg. Von Nicole Streitler-Kastberger und Martin Vejvar | Jung und Jung, 2018
272 Seiten, mit 50 S/W- und 60 farbigen Abb.
35 Euro

Anzeige

WAITZINGER KELLER
Kulturzentrum Miesbach

Kultur hautnah erleben

Fr 20. September, 20:00 Max Uthoff Moskauer Hunde	Sa 26. Oktober, 19:00 Die Magier 2.0
Sa 5. Oktober, 20:00 OstBahnGroove	Fr 15. November, 17:00 „Drunt in der greana Au“ Sternschnuppe Bayerische Kinderlieder
Fr 11. Oktober, 20:00 Ciao Weiß-Blau Bayernregeln	Do 21. November, 20:00 Unterbiberger Hofmusik DAHOAM und RETOUR
Sa 12. Oktober, 20:00 Hacklinger CD Release	Do 28. November, 20:00 Meine Hütte in Kanada Beamer-Show Carmen Rohrbach
So 20. Oktober, 19:00 Django Asül Offenes Visier	Fr 29. November, 20:00 Bittenbinder Mehr Liebe - Tour
Do 24. Oktober, 20:00 Gunter Greffenius Quartett & Groove Merchants Big Band Swing at its Best	Sa 30. November, 20:00 Klavierquintette damals und heute von Franz Schubert und Constantin F. Stimmer
Fr 25. Oktober, 20:00 BR-Brettli-Spitzen live Couplet AG Barbara Preis „Conny und die Sonntagsfahrer“ Brigitte Walbrun	Sa 14. Dezember, 20:00 Bayerische Rauhacht Schariwari

Facebook Instagram München Ticket Eventim

Waitzinger Keller - Kulturzentrum Miesbach
Tel. 08025 7000-0 | www.waitzinger-keller.de

Vom Verschwinden und Erscheinen des Körpers



Leonard Engel | © Anne-Lena Michel || Tarnung und Enthüllung zugleich | © Dirk Rose (2)

Der Tänzer Léonard Engel erforscht als Choreograf die Magie der Wahrnehmung.

Von 2008 bis 2016 war Léonard Engel im Ensemble des Bayerischen Staatsballetts unter Ivan Liška, wo er vor allem in Stücken des 20. und 21. Jahrhunderts getanzt hat, etwa von Richard Siegal und Pina Bausch. Danach arbeitete er beim Tanztheater Wuppertal, in Siegals Ballet of Difference oder mit dem Regieduo Gintersdorfer/Klaßen. Beruflich und privat pendelt der Freelancer zwischen München und Berlin. Beim Skype-Gespräch hat Léonard Engel sechs Stunden Proben ohne Pause hinter sich, denn Laurent Chétouane kreiert in Berlin ein Solo für ihn zu Beethovens Streichquartett opus 131, das Ende November im HAU uraufgeführt wird. Im August kommt Engel nach München, um für sein eigenes Solo zu proben, das im September im Hoch X Premiere hat.

Wie werden sich die beiden Soli unterscheiden?

Es ist seltsam, wir haben völlig verschiedene Arbeitsweisen und doch, wie sich gezeigt hat, Themenfelder gemeinsam – und wenn wir über unsere Ziele in der gemeinsamen Arbeit sprechen, bemerke ich, dass das auch mein eigenes Solo betrifft – wenn auch mit anderem Zugang und anderen Lösungsansätzen.

In Ihrem ersten Stück »Miniature« standen Sie nackt neben einem Geiger auf der Bühne, minimalistisch tanzend, im zweiten, »Pavane«, haben Sie die Geometrie des Raums untersucht.

»Pavane« ist aus derselben Richtung der Recherche entstanden wie mein neues Solo »How to get rid of a body«, man könnte es als Skizze, als ersten Schritt bezeichnen, andersherum sind dort Fragen behandelt, die ich im neuen Stück nicht verfolgen konnte, sodass »Pavane«, aus der gemeinsamen Verbindung

herausgelöst, als eigenes Stück früher fertiggestellt wurde.

Und wie wird man den Körper los? Mit Zauberei? Der Untertitel heißt ja »A magic manual«.

In meinem Arbeitsstipendium habe ich mich mit Tarnung, Täuschung, Einschüchterung im Tierreich beschäftigt. Wobei sich Fragen nach vergleichbaren Strategien im menschlichen Verhalten anschließen lassen. Und eine zentrale Frage für mich ist, wie man mit dem Körper Wahrnehmung verändern kann. Es geht mir dabei nicht primär um erstaunliche visuelle Effekte des Verschwindens oder der Mimikry, die »Unsichtbarkeit« erfordert ein erhöhtes Bewußtsein für die Wahrnehmung des eigenen Körpers. Um deinen Körper zum »Verschwinden« zu bringen, musst du ihn für dich selbst präsenter machen, ihn gleichsam zu seiner Essenz führen.

Das Werbefoto zeigt einen Mann im Moos, der gerade nicht völlig unsichtbar ist.

Genau, um mit Mimikry zu arbeiten, braucht es drei Elemente: einen Beobachter, einen Beobachteten und die Umgebung. Die Aufmerksamkeit wird abgelenkt, die Wahrnehmung wird umgelenkt oder verschimmt. Entfällt diese Umgebung, wird der Trick offenbar, genau das will ich zeigen. Die Münchner Szenenbildnerin Theresa Scheitzenhammer, die auch das Kostüm entwirft, wird eine völlig künstliche Bühnensituation kreieren. Und die subtilen elektronischen Sounds, die Korhal Erel live produziert, lässt er nach etwas anderem klingen. Es geht eben nicht um die Erzeugung einer Illusion, sondern darum, wie sie hergestellt oder gebrochen werden kann. Darauf bezieht sich das »magisch« im Untertitel: auf die verschiede-

nen Zustände des Körpers auf der Bühne, weniger um eine technologische Magie, wie sie etwa die Camouflage im Militärischen realisiert, oder um die Tricks einer Zauber-Show. An der Magie interessiert mich natürlich auch der Gestaltwandel in Mythologie und Fantastik. Das Stück ist insgesamt eine Art Labor der Sehweisen und Sichtbarkeit.

Also ist der Körper selbst die Landschaft, die Bühne?

Ich habe 20 Jahre meines Lebens Ballett getanzt, aber da, so könnte man sagen, sieht man den Körper auf der Bühne gar nicht; man sieht Linien, die Bewegungen, Schönheit und Grazie, Formationen. Das war der eigentliche Startpunkt für mein Projekt, schon bevor ich den Stipendiansantrag schrieb: Ich kannte – in diesem Sinne – meinen Körper nicht mehr. Ich wusste mich zu bewegen, aber seit ich nicht mehr klassisch tanze, musste ich meinen materialen Körper erst neu entdecken, lernen, mit meinem »Leib« in Berührung zu kommen. Und nach vielen Jahren auf der großen Bühne arbeite ich nun – minimalistisch – auf meine Weise daran, das Auge des Publikums für die kleinsten Details zu interessieren. Magie heißt auch, dass kleine Dinge andere, wunderbare Welten entfalten können. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

LÉONARD ENGEL:
HOW TO GET RID OF A BODY.
A MAGIC MANUAL
HochX | Entenbachstr. 37
20.–22. September | 20 Uhr
Tickets: www.theater-hochx.de

|| NICHT VERPASSEN! |||||

bis 10. August

TANZWERKSTATT EUROPA

Verschiedene Spielorte | Informationen zum Programm: www.jointadventures.net, Tickets auch telefonisch 089 548181

Nach Louise Lecavalier am 3./4. August in der Muffathalle läutet Anna Konjetzky mit »The Very Moment« (4./5. 8., HochX) die zweite Woche der Tanzwerkstatt Europa ein. Die Wahrnehmung herausfordern werden die Film-Tanz-Überblendungen von Liquid Loft (6. 8., Muffathalle) wie auch der Witz des britischen (De-)Konstruktivisten Charlie Morrissey (8. 8., Schwere Reiter). Und Jęfta van Dintners »Dark Field Analysis« (9. 8., Muffathalle) sollte man ohnehin nicht verpassen: nicht wegen der beiden nackten Männer, sondern wegen des besonderen Saftes, um den sich ihr Gespräch dreht: das Blut.

27./28. September

DOUBLE BILL:

ZUFIT SIMON & CHRISTOPH WINKLER

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20 Uhr
Tickets: 089 7211015 | www.schwerereiter.de

Ein Soloabend mit Schaum und Haar: Zufit Simon tanzt »Fleischlos«, ihr überarbeitetes erstes Solo von 2005 und zeigt einen Ausschnitt aus der aktuellen Produktion »Schäume«, in der sie Instabilität und fluide Struktur untersucht – was sich als Metapher auf den Körper und die Gesellschaft übertragen lässt. Und der Berliner Choreograf Christoph Winkler hat mit der renommierten Urban-Style- und Vogue-Tänzerin Raha Nejad das filigrane und kraftvolle Solo »Perisches Haar« erarbeitet.



Matteo Carvone (rechts) und ein Aspekt des Fauns | © MCCM (2)

Schuhplatteln kann er auch, denn Gärtnerplatz-Ballettchef Karl Alfred Schreiner steckte den Italiener Matteo Carvone einmal in Trachtenhut und Lederhose. Carvone war 2012–2017 im Ensemble am Gärtnerplatz, genauer: auf Wanderschaft, denn damals war das Haus ja sanierungsbedingt geschlossen. Seither tanzt er als Freelancer für die Jo Strömngren Kompani in Oslo oder bei Marie Chouinard auf der Tanzbiennale in Venedig, dabei ist Carvone Münchner geblieben. Seit 2010 ist er auch als Choreograf tätig, sein erstes Riesenprojekt stemmte er 2017 in der Philharmonie am Gasteig, als er mit dem Dirigenten und Organisten Hansjörg Albrecht Liszts »Faust-Symphonie« als Gesamtkunstwerk inszenierte, inklusive Bühnengestaltung und Videoprojektionen. Mit Albrecht arbeitet Carvone wieder zusammen, wenn er nun im Auftrag des Carl Orff Fests in Andechs

Mozarts Klavierkonzert Nr. 20 choreografiert. (An diesem Abend ist auch noch Orffs erstes Musikdrama »Gisei« von 1913 in bayerischer Erstaufführung zu sehen.)

Das erste symphonische Klavierkonzert, das Mozart in Anwesenheit seines Vaters selbst uraufführte und das auch Beethoven, mit eigenen Kadenzten, spielte, wird von Carvone in räumlicher Schichtung inszeniert. Die Münchner Symphoniker spielen im Vordergrund, dahinter, erhöht, ist die Pianistin Margarita Oganjan postiert. Dahinter und darüber wiederum agieren die Tänzer: Carvone und fünf Ex-Kollegen aus dem Gärtnerplatzensemble. Sie tanzen – erzählt Carvone – hinter einem Gazevorhang, auf dem von ihm gestaltete Videoprojektionen von Live-Kameraaufnahmen die Tanzbewegungen kontrapunktieren: in kinematografischen Ansichten von tänzerischen Details.

Faun im Käfig

Für das Carl Orff Fest choreografiert Matteo Carvone ein Mozart-Klavierkonzert, auch bringt er in einem neuen Stück die Faun-Figur in die Gegenwart.



Im September folgt dann die nächste Kreation: Dem »Faun«-Thema näherte sich Carvone in Montreal, während einer zweiwöchigen Residenz bei Marie Chouinard. Die Chouinard-Tänzerin Valeria Galluccio, mit der Carvone dort Zeit im Studio verbrachte, hatte die »Faun«-Fassung der kanadischen Choreografin gelernt und getanzt. Carvones eigener Zugang zur Faun-Figur, der jetzt in der Black Box am Gasteig uraufgeführt wird, bezieht sich weniger auf die Dichtung Mallarmés und die Musik Debussys, sondern interessiert sich mehr für die archetypische Dimension des Gottes Pan. Gezeigt, so Carvone, wird er exponiert, gleichsam gefangen, auf seinem engen Geviert, »umstellt von Mikrofonen«. Denn die Inszenierung ist zugleich ein Soundexperiment, was wiederum den mythologischen Merkmalen des Gottes – seinem Schrei, seinem Spiel mit der Stryx – entspricht. Neben Carvone tanzt der

Münchner Bui Ruch und bringt eine zweite Figur mit ins Spiel, komplementär zum Faun, gleichsam die Nymphen-Dimension oder einen anderen Aspekt der Persönlichkeit verkörpernd. »Mit dem Mythos verbunden ist auch die Natur, von der wir stammen, und die Frage, wie wir unsere Gesellschaft entwickeln.« || tb

MATTEO CARVONE: MOZART KLAVIER 20
Carl Orff Fest, Kloster Andechs, Florian-Stadt | Bergstraße 2, 82346 Andechs
8. August, 19.30 Uhr, 10./11. August, 19 Uhr
Informationen: www.carl-orff-fest.de | Tickets: 089 54818181, www.muenchenticket.de

MATTEO CARVONE: [FAUN]
Gasteig, Black Box | 13./14. September
20 Uhr | Tickets: www.gasteig.de, 089 54818181

Anzeige

67.
FILMKUNST
WOCHEN

Shakespeare im Kino

SEIN ODER NICHT SEIN
ERNST LUBITSCH
HAMLET
LAURENCE OLIVIER
JOHN FORD
MY DARLING CLEMENTINE
MAX REINHARDT
SOMMERNACHTSTRAUM
RAN
AKIRA KUROSAWA
MACBETH
ORSON WELLES
FALSTAFF
MARLON BRANDO
JULIUS CAESAR
CHIMES AT MIDNIGHT
ROMEO UND JULIA
LEONARDO DI CAPRIO
KENNETH BRANAGH
HEINRICH V.
AL PACINO
DER KAUFMANN VON VENEDIG
VIEL LÄRM UM NICHTS
SHAKESPEARE IN LOVE

im ABC Kino München-Schwabing Herzogstr.1a
24. Juli -14. August 2019
www.filmkunstwochen-muenchen.de / www.abckino.de

Landeshauptstadt München Kultureferat

BAYERISCHES STAATSBALLET

PREMIEREN

COPPÉLIA *Roland Petit*
Premiere 20.10.2019

RATMANSKY / DAWSON / EYAL
Premiere 23.5.2020

À JOUR
Premiere 11.7.2020

SPIELZEITERÖFFNUNG

21. September 2019

JEWELS *George Balanchine*
21.9. / 27.9.2019

ANNA KARENINA (letzte Vorstellungen!)
3.10. / 4.10. / 6.10. / 12.10.2019

SPIELZEIT 2019-2020

Infos / Tickets T +49.(0)89.21 85 19 20 tickets@staatsoper.de www.staatsballett.de

